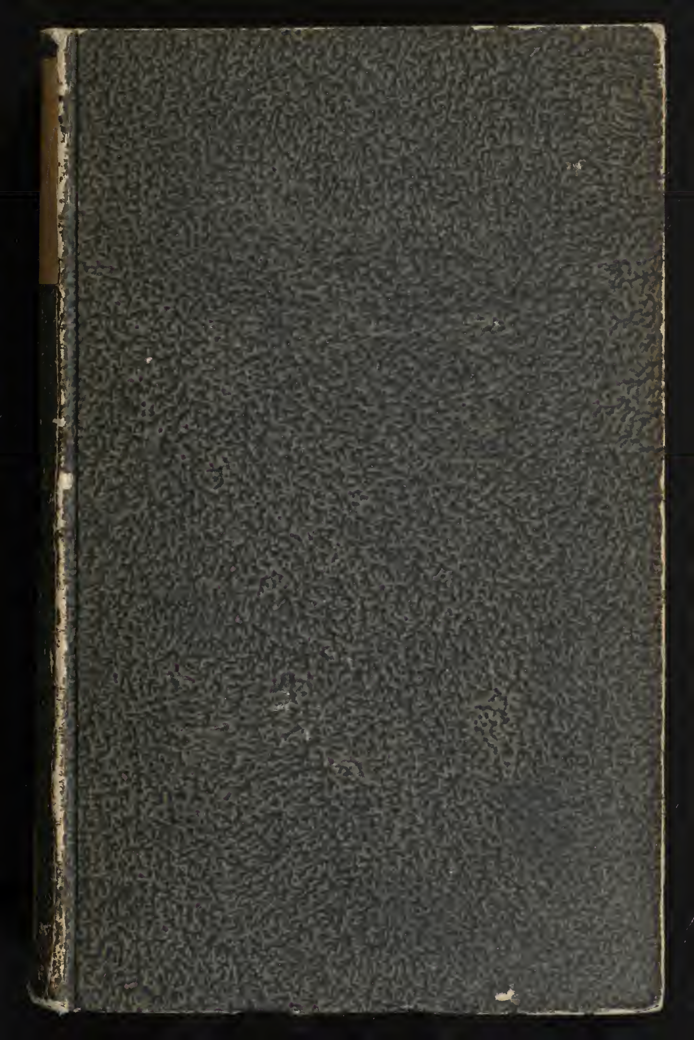


Geschichte

der

Evangelischen Mission

in

der Provinz Tinnewelly

von

P. P. Schaffter,

Evangelischem Missionar in Palamcottah.

Geschichte der Mission in der Provinz Tinnewelly.

Erster Abschnitt.

Lage und Klima der Provinz. Producte. Bevölkerung. Baukunst. Thiere. Geschichte und Regierung. Die Schastra's und Kasten. Wissenschaften. Sittenlehre. Philosophie. Götterlehre. Götzen- und Dämonendienst. Folgen derselben. Das weibliche Geschlecht.

Die Provinz Tinnewelly ist die südlichste der großen Halbinsel Ostindiens. Die dahin auslaufenden Engpässe von Arambuli sind nur etwa 3 Stunden vom Vorgebirg Comorin entfernt. Sie liegt zwischen dem 7. und 10. Grad nördlicher Breite und hat etwa 47 Stunden Länge bei 25 bis 30 Stunden Breite. Im Südwesten ist sie durch das hohe Ghatgebirge vom Königreich Trawancore und der Küste Malabar getrennt. Im Norden stößt sie an das Königreich Madura und das Maramaland, und im Osten ist sie durch die Meerenge von Manaar von der Insel Ceylon getrennt. Im April und Mai herrscht eine für Europäer fast unerträgliche Hitze; während der übrigen Jahreszeit aber ist das Klima gemäßigt, theils in Folge der von Anfang Septembers bis Ende Decembers anhaltenden Regenzeit, theils des vom Januar bis März wehenden frischen Seewindes, endlich in Folge des von der Küste Malabar durch die Engpässe von Quoilone eindringenden Windes, wo vom Juni bis August die Regenzeit herrscht. Im Mai steigt die Hitze nicht selten bis auf 30° Reaum., unter 19½° habe ich sie in dieser Jahreszeit nie gesehen. Die ganze Provinz besteht aus einer großen Ebene, von den zwei schönen Flüssen Tambarawany und Weiparu bewässert, welche in den Ghats entspringen, die Ebene der Länge nach durchströmen und hie und da kleine Seen und Teiche bilden, von wo aus das Wasser mittelst zahlreicher Canäle den angrenzenden Gefilden zugeführt wird, welche jährlich

zwei Reisernten liefern. In den südlichen Theilen der Provinz wird die Palme gebaut. Dieser merkwürdige Baum steigt in senkrechtem Wuchs bis zu einer Höhe von 60 Fuß, wo der Stamm sich in eine Krone von langen gefiederten Blattzweigen endigt. Die Palme ist an diesen sandigen Orten der hauptsächlichste, oft einzige Nahrungszweig der Einwohner. Ihr Holz dient zum Bau der Häuser und die Zweige zu deren Bedeckung. Aus den Blattfiebern werden Matten, Stricke und andere Arbeiten verfertigt. Die Frucht ist gesund und saftig und vom Saft, der vom Februar bis Juli in Menge aus den behauenen Zweigen der Krone fließt, wird Zucker, eine Art Brod und ein starkes Getränke gewonnen. Die Glieder der Schanaarkaste haben allein das Vorrecht die Palme zu bauen. Im Norden wächst eine treffliche Art Baumwolle und verschiedene Getreidearten in großem Ueberfluß, und an den Bergen hin wird Caffee in großer Menge gebaut, der von Vielen dem Mokkacaffee vorgezogen wird. Fast allenthalben trifft man Feigen-, Mango-, Kokos- und verschiedene andere Bäume, deren treffliche Früchte den Europäer reichlich für seine Aepfel, Birnen u. s. w. entschädigen. Vorzüglich die westlichen Theile erzeugen Pfeffer, rothen und grünen spanischen Pfeffer, Coriander, Senf, Ingwer, Muscatnüsse, Zimmet, Nelken und andere Gewürze. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 700,000, welche die Tamilsprache reden und wegen der größern Nähe des Aequators schwärzer als die übrigen Hindus und von kleiner Statur sind. Die ganze Kleidung der Männer besteht aus einem Tuch von weißer Baumwolle, das über ihren Hüften befestigt ist und bis an die Kniee herab reicht, und einem andern Tuch desselben Stoffes nachläßig über ihre Schultern geworfen, das zugleich als Kopfbedeckung dient. Darin bestund seit mehr als zwei Jahrtausenden die ganze Nationaltracht der Hindus, die durch diesen langen Gebrauch eine gewisse Weihe erhalten hat. In den großen Städten trifft man hie und da einige, besonders unter den von Europäern Angestellten, welche die Tracht

der Fremden angenommen, Turbane und türkische Kleider, sowie andere ungeweihte Anzüge tragen; aber solche werden von ihren Landsleuten nicht gut angesehen und von den Strengern unter ihnen für Abtrünnige und Gottlose gehalten. Unter den Armen der niedrigern Kasten trifft man auch junge Leute und selbst Greise, die ganz unbekleidet gehen; zum Glück halten sich aber diese an abgelegenen Orten auf, wo Europäer nur selten hinkommen. Die Tracht der Frauen ist einfach und anständig, aus einem Stück Seiden- oder Baumwollenzeug von verschiedenen Farben und wenigstens zwölf Ellen Länge bestehend, das so um den Leib befestigt ist, daß nur Arm und Schulter der rechten Seite blos sind; allein der Luxus der Kleinodien, womit sie sich behängen, steht mit der Einfachheit ihrer Kleidung in unangenehmem Widerspruch. Vornämlich sind die Frauen höhern Ranges bei Gelegenheiten, wo man sie gerne anständig gekleidet sähe, völlig von Edelsteinen und goldenem und silbernem Geschmeide bedeckt. Die gewöhnlichsten Zierrathen sind der Schleier, die Haarnadel, die Stirnbinde, Ohren- und Nasengehänge, verschiedene Arten Halsketten, Armspangen und Fingerringe an Händen und Füßen. Keine Frau, so arm sie auch sey, geht ohne irgend welche Zierrathen; sie tragen keine Schuhe und die Männer bedienen sich ihrer nur wenn sie ausgehen, und ziehen sie aus wenn sie einen Höhern begrüßen, wo sie dann auch das Tuch von ihren Schultern nehmen.

Die Häuser in Tinnewelly sind mehrentheils klein, niedrig und unbequem. Die Mauern sind von einer Art Mergel aufgeführt; das Dach ist von Holz, mit Palmzweigen bedeckt; der Eingang ist gewöhnlich nur 4½ Fuß hoch und 2½ Fuß weit; aber so klein er ist, hat er doch mehr zu bedeuten als bei uns, indem er zu gleicher Zeit als Fenster und Kamin dient. In den Städten sind die Häuser größer und besser gebaut, aber kaum bequemer und heller. Man sollte glauben, der Hindu wäre in jeder Beziehung ein Feind des Lichts. Nur die fürstlichen Paläste und größern Pagoden verrathen das baukünstlerische

Talent der Hindus. Die dem Gott Neleappen gewidmete Pagode zu Tinnewelly und die dem Gott Supramanien * gewidmete zu Tritschendur sind in ihrer Art Wunderwerke der Kunst.

Die Hauptstädte der Provinz sind Palamcottah und Tinnewelly, ungefähr in der Mitte derselben und nur etwa 2 Stunden von einander entfernt.

Das Vieh ist im Allgemeinen sehr klein; in der Nähe des Vorgebirgs Comorin gibt es eine Art Rindvieh, das nicht größer ist als unsere Ziegen. Die Schafe haben keine Wolle, die ihnen auch in dem heißen Klima beschwerlich und den Menschen von wenig Nutzen seyn würde. Die hier sehr zahlreichen Büffel geben viel Milch, und die Eingebornen bedienen sich ihrer wie auch der Ochsen zum Ackerbau. Die Pferde sind klein, mager und stehen in jeder Beziehung den europäischen nach. Es bedarf mehr als der Sporen um sie laufen zu machen; und da sie von sehr wenig Nutzen sind, so verschaffen sich Europäer sowohl als Eingeborne, die etwas Vermögen besitzen, um einen mäßigen Preis Pferde aus Arabien, Assam und Pegu. Zum Lasttragen werden mehr Esel und Ochsen als Pferde gebraucht. In Städten und Dörfern laufen viele halbwilde Hunde (Pareier-Hunde genannt) herum, die herrenlos dem Hunger hingegeben sind und sich von allerlei Auswurf nähren, wofern sie in den Küchen, in welche sie häufig eindringen, nichts besseres erhalten können. Die Seelenwanderungslehre ist ihr, wie vieler anderer unnützer und schädlicher Thiere, Schutz. Indes ist die englische Regierung auf ihre Ausrottung bedacht, soweit es die Vorurtheile der Eingebornen zulassen. Unter den Thieren dieses Landes behauptet der Elephant, hinsichtlich der Vollkommenheit seiner Art, seiner Größe, seines Instincts, ja man möchte fast sagen Verstandes, unstreitig den ersten Rang. Man trifft ihn in allen Pagoden, bei den Landbesitzern und andern wohlhabenden Leuten; aber man bedient sich seiner öfter zur Erhöhung des Hochzeitgepränges und abgöttischer Processionen als zu wahrhaft nützlichen Arbeiten. Schlangen verschiedener Art gibt es

* Die Endung **en** statt **a** ist der tamulischen Sprache eigen.

in Menge; die Viper und Brillenschlange sind die gefährlichsten unter ihnen; zur Regenzeit werden sie öfters aus ihren Löchern vertrieben und nehmen zuweilen Zuflucht in den Häusern, wo es dann nicht selten Unglücke gibt. Auch sind die Scorpionen sehr gemein; ihr Stich verursacht Geschwulst und große Schmerzen, nie aber den Tod.

Das Tinnewelly begrenzende Ghatgebirge ist etwa von der Höhe des Jura und besteht aus mehreren Zügen, deren Uebersteigung mehr als drei Tage erfordert. Es hat schöne Waldungen aus nicht europäischen Baumarten bestehend, unter ihnen der Eben- und Sandelholzbaum. Wo kein Wald ist, bedeckt den Boden ein Kraut von etwa 6—8 Zoll Höhe.

Die einzigen Bewohner dieses Gebirges sind Affen, wilde Elephanten, Tiger, Panther, Leoparden und andere reißende Thiere, sowie Hirsche, Rehe, Haasen, wilde Rinder und Ziegen, die ihnen zur Nahrung dienen. Die Elephanten kommen nicht selten in Heerden aus ihren heimischen Wäldern in die Ebenen herab und richten in den Reisfeldern große Verheerungen an. Der Gouverneur läßt von Zeit zu Zeit eine allgemeine Jagd veranstalten. Bei der von 1840 wurden 42 dieser Thiere erlegt.

Vor Zeiten gehörte diese Provinz den Königen von Pandeam oder Tandschor, dann den Königen von Madura, die jedoch nur eine sehr beschränkte Macht gegen die zwölf Zemindare oder Lehensherren ausübten, welche die Herrschaft der Provinz unter sich theilten und eine fast unbeschränkte Macht über das Leben und Eigenthum ihrer Bewohner hatten. Nachdem der Bund der Könige von Madura durch den Tod des Tirumalainajaguer zerbrochen war, ging ihre ganze Macht auf den Nabob von Madras, einen muhammedanischen Herrscher über. Dieser trachtete die Macht der Zemindare zu beschränken, was ihm auch einigermaßen gelang und er hätte sie wohl mit der Zeit gänzlich vernichtet, wenn nicht gegen das Ende des letzten Jahrhunderts die Engländer den Nabob selbst mittelst eines ihm zugestandenen Jahrgehaltes dahin vermocht hätten,

ihnen seine Herrschaft abzutreten. Die von den Engländern gegen einen mächtigen Zemindar, der ihnen ihre Rechte noch streitig machen wollte, gewonnene Schlacht von Pandschalankurudschi führte zur Unterwerfung der ganzen Provinz unter brittische Herrschaft, und seitdem haben sich die Eingebornen ihre neue Regierung, welche mit großer Milde ihre Vorurtheile schonte, willig gefallen lassen; aber sie wären derselben noch ergebener, wenn ihre neuen Herren die Macht der Zemindare gänzlich aufgehoben hätten, die mit der ihnen gelassenen geringen Gewalt noch Mittel genug finden das Volk zu bedrücken und zu verderben. Wie viel die Christen von ihnen zu dulden gehabt, werden wir hernach noch sehen. Die Regierung der Provinz wird durch eine Verwaltungs- und eine Gerichts-Behörde, die in Palamcottah ihren Sitz haben, gehandhabt und ist durch ein oder manchmal zwei Regimenter beschützt, deren Officiere Engländer, die Soldaten aber Hindus sind. Dieses fremden Joches ungeachtet werden die Eingebornen wie gewöhnlich nach dem Inhalt ihrer heiligen Bücher regiert, nämlich der vier Wedas, der Puranas und der Schastras, welche alle sowie andere zu Ansehen gelangte Schriften, gemeiniglich unter dem Namen der Schastra's begriffen werden. Die Schastra's enthalten alles, was der Hindu wissen, glauben und thun soll, sowohl hinsichtlich der Religion, als auch der Künste, Wissenschaften, der bürgerlichen und politischen Gesetze, und aller bis in's einzelnste gehenden Gebräuche und Sitten. Kurz alles ist in den Schastra's vorgeschrieben und dadurch hat auch alles eine religiöse Weihe erhalten. Die Bewohner von Tinnewelly richten sich strenger darnach als vielleicht alle übrigen Völkerschaften Indiens; daher man bei ihnen den Charakter, die Wissenschaften und Sitten der Hindus noch in ihrer ursprünglichen Form wahrnimmt. Hier wird alles nach den Vorschriften der Schastra gefaßt, gethan und eingerichtet. Die Kasten, durch welche die Gesellschaft in so viele Classen getheilt wird, die unter sich fast nichts Gemeinsames haben, außer ihrem gegenseitigen Haß, werden

hier auf's strengste begrenzt und beobachtet. Eine Person von höherer Kaste darf mit einer andern von niedrigerer Kaste durchaus keinen Verkehr haben außer dem ganz unvermeidlichen, wie Kaufen und Verkaufen, und selbst das nur mit vielen Förmlichkeiten; unter keinen Umständen aber darf der Eine mit dem Andern essen, oder irgend etwas genießen, das dieser zubereitet hat, auch nicht sich zu ihm setzen, und weder in sein Haus gehen noch ihn bei sich aufnehmen; kurz, was irgend eine Vertraulichkeit verräth, ist auf's schärfste verboten und würde nothwendig den Verlust der Kaste nach sich ziehen, ein Unglück, das der Hindu mehr fürchtet als den Tod. Es gibt vier von der Schastra anerkannte Hauptkasten, denen sie göttlichen Ursprung zuschreibt. Die erste ist die der Brahminen oder Priester, die aus dem Haupte Brahma's hervorgegangen sind. Diese Kaste ist unvergleichlich höher als die andern. Die zweite ist die der Kchatrias, oder der Könige und Soldaten, die seinen Schultern entstiegen sind. Die dritte, die der Waisia's oder Kaufleute, die aus seinem Bauche gekommen; und die vierte, die der Sudras oder Bauern und Handwerker, die aus seinen Beinen entsprungen sind. Diese letztere Kaste liefert auch der englischen Regierung die große Mehrzahl der auf ihren Geschäftsstuben Angestellten. Die Kasten sind wieder in Abtheilungen und unzählige Unterabtheilungen zerrissen, die alle auch Kasten heißen und im Leben sich kaum näher stehen als die vier Hauptkasten. Nach diesen folgen unzählige Stämme, die aber, von den Schastra's nicht anerkannt, sämmtlich betrachtet werden, als ob sie gar nicht da wären und die alle unter den verächtlichen Namen Nirschadi und Pariah begriffen werden. Die dieser Classe Angehörigen werden von allen Andern verachtet und als Wesen angesehen, deren Anblick schon verunreinigt und entehrt. Einige derselben werden von den Brahminen und Sudras als Sclaven gebraucht, die andern bleiben sich selbst überlassen, wohnen an abgelegenen Orten und nähren sich vom Fleisch gefallener Thiere, von Kräutern, Wurzeln und Korn, das sie in un-

gebauten Gegenden pflanzen. Die Engländer haben den Zustand dieser elenden Geschöpfe einigermaßen, und so weit es die Vorurtheile der Andern zuließen, gebessert, indem sie sie gegen die gröbsten Unbilden schützten und ihnen Mittel zum Unterhalt verschafften; aber schon das wird von den Hindus als eine Gottlosigkeit betrachtet. Nur das Evangelium, das die große Wahrheit lehrt, daß alle Menschen sich ursprünglich gleich sind, vermag sie von der Tyrannei zu befreien, unter der sie schmachten.

Die Bewohner von Tinnewelly, wie die der angrenzenden Provinz Madura, haben sich wohl unter allen Hindus am meisten auf die in ihren Schastra's vorgeschriebenen Wissenschaften gelegt. Es gibt keine Stadt in dieser Gegend, wo sich nicht einige Gelehrte fänden. Das schreibt sich von einer vormals in Madura bestandenen sehr berühmten Academie her, die von den Göttern so begünstigt war, daß der goldene Tisch, an dem sie saßen, um sich zu besprechen und die Schastra's zu studiren, sich in eben dem Maß ausdehnte als die Zahl der Gelehrten zunahm. Die mit dem größten Erfolg betriebenen Studien sind die Grammatik, die Rhetorik, die Poesie, die Baukunst und Bildhauerei. Die Goldschmiederei hat ebenfalls einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Auch ihre Sternkunde muß auf richtigen Grundsätzen beruhen, da die Brahminen die Sonnen- und Mondsfinsternisse mit großer Genauigkeit voraus zu berechnen im Stande sind; hingegen ist die damit verbundene Astrologie baarer Unsinn. Nicht besser ist ihre Physik. Die Schastra wollte die Natur errathen, anstatt die Mittel zu ihrem Verständniß zu gelangen anzugeben; daher die Hindus den gewöhnlichsten Erscheinungen übernatürliche Ursachen zuschreiben. Das Gewitter ist bei ihnen ein Gott, der in seinem Wagen durch die Luft fährt. Die Hufeisen der Pferde verursachen durch ihr Aufschlagen an das Himmelsgewölbe die Blitze; der Donner ist das Klatschen seiner Peitsche; der Wind entsteht durch das Rollen der Räder, und das Pferd erzeugt den Regen. — Das Erdbeben erklären sie gleichfalls auf

eine sehr einfache und leichte Art. Die ganze Erde ruht auf einer Säule und diese wiederum auf einem der Köpfe einer ungeheuern tausendköpfigen Schlange, Namens Adisseschen. Nach 30 oder 40 Jahren fühlt dieser Kopf doch etwas Müdigkeit; nun faßt Adisseschen die Säule mit ihrem Schwanz, hebt sie auf und stellt sie auf einen andern ihrer Köpfe; dadurch entsteht das Erdbeben. — Man findet in der Tamilsprache auch vortreffliche Abhandlungen über Logik, und die Eingebornen drücken sich in ihren Gesprächen sowohl als in ihren Schriften mit Klarheit und Bestimmtheit aus.

In Medicin und Chirurgie darf man bei ihnen keine sehr ausgedehnte und gründliche Kenntnisse erwarten, da ihre Seelenwanderungslehre alle anatomischen Studien unmöglich macht. Sie nehmen an, daß im menschlichen Körper drei Elemente vorherrschen: nämlich Wärmestoff, die Galle und die Luft, von deren Gleichgewicht die Gesundheit abhängt; Mangel oder Ueberfluß an einem derselben erzeugt die Krankheiten. Der Puls, den die Aerzte immer mit drei Fingern befühlen, zeigt ihnen den Zustand dieser Elemente und folglich der Gesundheit an. Apotheker gibt es keine unter ihnen; jeder Arzt bereitet die erforderlichen Heilmittel selbst; Aderläße und Blutegel sind ihm unbekannt und seinen Vorurtheilen auch ganz zuwider. Ehe er eine Heilung unternimmt geht er mit dem Kranken gewöhnlich erst einen Handel ein; heilt er ihn, so erhält er die versprochene Summe; wo nicht, so bekommt er nichts. Es ist mir in der ganzen tamilischen Literatur kein einziges Werk bekannt, das sich ausschließlich mit der Sittenlehre befaßte. In Tiruwulawer's Gedicht und in den Sprüchwörtern Awidial's begegnet man hin und wieder vortrefflichen Lehren, aber sie ermangeln wie alles andere einer Grundlage und des Zusammenhangs. Die in den heiligen Büchern der Hindus als verdienstlich empfohlenen Werke, und solche, woran Verheißungen geknüpft sind, sowohl für dieses als das zukünftige Leben, sind: den Göttern Tempel bauen, ihnen Opfer bringen, an den Hauptstraßen Bäume

pflanzen um die Pilger zu beschatten, Fremde beherbergen, Almosen geben, den Brahminen Ehre erweisen und ihnen Geschenke machen, sich streng an die Vorschriften der Schastra's halten, sich in heiligen Flüssen, und Teichen baden, an heilige Orte wallfahrten, sich allerlei Büßungen unterziehen, sich im Ganges ertränken und für die Witwen, sich mit der Leiche ihrer verstorbenen Gatten verbrennen lassen. Einige dieser Handlungen würden bei uns für abscheuliche Verbrechen gelten, andere sind abgeschmackt, und nur wenige sind wirklich gut. Die heilige Sittenlehre unseres Erlösers gründet sich auf die Liebe Gottes und des Nächsten, die der Hindus aber allein auf Selbstsucht. Wenn gleich die Gelehrten von Tinnewelly Freunde der Wissenschaften sind, so tragen sie doch Bedenken dasjenige zu lernen, was die Europäer sie lehren könnten. Sie fürchten dadurch zum Eingeständniß verleitet zu werden, daß die Schastra's, denen sie doch alle ihre Kenntnisse verdanken, Irrthümer enthalten, und daß die Götter sie für solche Vermessenheit züchtigen würden.

Die Philosophie der Hindus ist ein finsterer Abgrund, aus welchem Keiner, der ihn ergründen wollte, herauskommen kann. Die Metaphysik scheint das Feld zu seyn, auf dem sie sich hauptsächlich bewegt, und die Aufgaben, die sie zu lösen sucht oder gelöst zu haben glaubt, sind: das Wesen Gottes und der Geister, die Beschaffenheit der Materie und ihr Verhältniß zur geistigen Welt, der Ursprung aller Dinge und vor Allem die Beschaffenheit der dem Menschen angemessenen Glückseligkeit, sowohl in Hinsicht auf sein materielles als geistiges Daseyn, oder beides vereint, und die zur Erlangung dieser Glückseligkeit anzuwendenden Mittel.

Der Pantheismus bildet gleichsam die Grundlage aller ihrer philosophischen Systeme. Nach ihnen ist Gott das einfache Seyn ohne alle Eigenschaften, die Materie ist die Anschauung, die Gott von seinem Daseyn hat; aber diese Anschauung wird schon als ein Fehler in der Gottheit betrachtet; im Grunde gibt es nichts materiel-

les, alles ist blos Einbildung und außer einfachem Seyn und seiner Anschauung besteht nichts. Alles ist Gott. Aus dieser Lehre ist der Fatalismus entstanden, welcher lehrt, daß die Schicksale aller Wesen unveränderlich bestimmt sind, eben darum weil diese Wesen selber und die Vorstellung, die sie von einem freien Willen haben, nur ein Theil von Gott sind. Sie sind wie ein Wassertropfen, der nicht umhin kann dem ihn forttragenden Strom zu folgen.

Die Systeme, welche behaupten die Mittel zur Erlangung einer vollkommenen Glückseligkeit anzugeben und in Tinnewelly Geltung haben, sind: das Jogi's, auch Fakir und Sauyssi genannt; es lehrt, die einzige der Seele entsprechende Glückseligkeit sey in der Seele selber enthalten, die ein Theil der Gottheit sey; dem vollkommenen Genuß dieser Glückseligkeit stehe nur der Einfluß des Körpers und der Materie überhaupt entgegen, der die edelsten Kräfte der Se ele auf die Sinne wirken lasse; um diesen schädlichen Einfluß zu entfernen, müsse man seine Sinne durch Enthaltungen und Selbstpeinigungen ertödten, die zuletzt alle Begierden der Seele vernichten, welche nicht auf sie zurückfließen. Es gibt auch Jogi's, welche durch Selbstpeinigungen das Paradies zu erwerben hoffen. Um den einen oder andern dieser Zwecke zu erreichen, treiben diejenigen, die sich an die strengsten Vorschriften ihres Ordens halten, den Enthusiasmus so weit, daß man sich in Europa keine Vorstellung davon machen kann. Die Selbstpeinigungen des St. Antonius und St. Simon sind unbedeutend im Vergleich mit denen der indischen Fanatiker. Einige verdammen sich ihr ganzes Leben in derselben Stellung zuzubringen. Alle Glieder ihres Körpers werden endlich gelähmt und jede freiwillige Bewegung wird ihnen unmöglich. Andere wandern Jahrelang auf ihren Händen und Knieen herum und verrichten auf diese Weise Wallfahrten von mehreren hundert Stunden. Sind sie vor Müdigkeit erschöpft, so legen sie sich, dürfen aber nie auf ihren Füßen stehen. Wieder Andere lassen sich an ihren

Füßen über einem Feuer aufhängen und bleiben so bis ihnen der Geist fast ausgeht; und wieder Andere verurtheilen sich zu beständigem Schweigen. Ich begegnete einmal bei Tandschor einem solchen Jogi auf einer Wallfahrt; er hatte mit Nägeln beschlagene Schuhe an, deren Spitzen in seine Füße gingen; ich redete ihn an, allein er würdigte mich keiner Antwort. Es wäre unmöglich alle die Erfindungen zu beschreiben, womit diese armen Geschöpfe ihre Sinnlichkeit zu ertödten meinen. Die Hindus halten sie sehr in Ehren und lassen sie an keinem Bedürfniß Mangel leiden. Es gibt auch eine große Anzahl solcher, die sich mit dem Namen Sauyssi beehren, die aber ein viel weniger strenges Leben führen als jene und mehrentheils Betrüger sind, die auf Kosten des Volkes leben. Ferner gibt es sehr viele Hindus, die sich allen den Selbstpeinigungen unterziehen wie jene, ohne jedoch zu ihrer Secte zu gehören. Sie thun es entweder in Folge eines Gelübdes, das sie irgend einem Götzen gethan haben, oder um die Befreiung von irgend einem zeitlichen Uebel zu erwerben; wohl auch aus Stolz, um die Bewunderung und Achtung ihrer Nebenmenschen zu gewinnen.

Die Gnanham, aus dem Pantheismus entspringend, lehrt, der Mensch sey ursprünglich wie die Gottheit selber ein einfaches, untheilbares Wesen und in dieser aufgelöst gewesen; durch gewisse Vorgänge in der Gottheit selber sey er aber von dieser getrennt worden und habe ein besonderes Daseyn erhalten; das sey nun die Ursache alles seines Unglücks und seiner Unruhe, daß er um zur wahren Glückseligkeit zu gelangen allem Wunsch entsagen, beständig über das einfache und absolute Daseyn der Gottheit nachdenken und sich befleißen muß sie in allem zu sehen; auf diese Weise werde er sich von seiner Persönlichkeit los machen und sich mit Gott vereinigen, wie ein Tropfen Wassers mit dem Ocean eins wird. Die Personen aller Classen, vom Brahminen bis zum Pariah, haben das Recht sich dieser Philosophie zu widmen; aber obgleich die Zahl ihrer Anhänger sehr groß ist, sind es doch immer

nur wenige, die darnach leben. Solche geben ihre Kasten auf, essen mit jedem ohne Unterschied, sprechen nur sehr wenig, scheinen immer in tiefe Betrachtungen versunken, lieben die Einsamkeit, leben zuweilen an abgelegenen Orten und vermeiden sorgfältig alles, was ihre Seelen aufregen, oder ihnen Freude Trauer oder Schmerz verursachen könnte. Sie betrachten alle Selbstpeinigungen der Jogi's eher als Mittel die Selbstsucht zu bestärken als sie zu schwächen. Sie halten den Götzendienst für Unsinn, der jedoch dem Unwissenden zur Stufe dienen könne, um sich zur Betrachtung der Gottheit zu erheben.

Was ich hier von den zwei philosophischen Systemen gesagt habe, weicht etwas von demjenigen ab, was einige in europäischen Sprachen geschriebene gute Werke davon melden; allein ich habe nur wieder gegeben, was ich aus dem Munde mehrerer Hindu-Gelehrten vernommen, von solchen sowohl die noch Heiden, als solchen die zum Christenthum bekehrt waren.

Die Lehre von der Seelenwanderung, wie jene andern Lehren, welche eine Vergeltung annehmen, und die unter den Hindus so allgemein geltend sind, scheint der des Pantheismus und allen daraus hergeleiteten Systemen zu widersprechen, indem sie sich auf das Bewußtseyn der Verantwortlichkeit und folglich der Persönlichkeit gründet. Die Seelenwanderung lehrt, die menschliche Seele, die ihre Vergehungen in diesem Leben nicht versöhnt habe, gehe beim Absterben des Leibes zur Strafe in einen mehr oder weniger unedeln Körper über, von diesem wieder in einen andern und so fort, bis ihre Sünden durch die erlittenen Demüthigungen und Schmerzen versöhnt sind, worauf sie dann wieder als Mensch geboren wird. Hat sie sich während dieser Wanderungen ein großes Uebermaß von Verdienst erworben, so kann sie sogar den Körper eines Brahminen beseelen. Die Pantheisten verbinden diese Lehre mit der ihrigen dadurch, daß sie sagen die Seelenwanderung sey ein Theil der göttlichen Anschauung oder täuschenden Vorstellung wie alles andere.

Die Seelen gar zu großer Sünder müssen, um durch

die Verwandlungen von ihren Verbrechen gereinigt zu werden, in eine der zahlreichen Höllen (Naraga) gehen, die sich im großen Reiche des Jamen, des Richters der Todten finden. Dieser Jamen wird als ein grüner Mensch in rothen Kleidern, mit feurigen Augen, eine Krone auf dem Haupt, eine Blume in den Haaren, eine Keule in der rechten Hand und auf einem Büffel sitzend, vorgestellt. Seine Gestalt, vor allem seine Zähne, flößen den Bewohnern aller drei Welten Entsetzen ein. Die Boten, die er auf die Erde schickt, um die abscheidenden Seelen abzuholen, gerathen ihretwegen öfters mit den Boten der andern Götter, die sie in ihre Wonnegefilde abzuholen gekommen sind, in heftigen Streit. Folgendes sind die Namen und Eigenschaften einiger der hunderttausende von Höllen seines Reiches. Das Schukrumuklu, wo die Seelen von Thieren mit Schweinsköpfen gebissen werden. Das Krembuschunu, wo sie zu Würmern werden, die ihren eigenen Koth wieder fressen. Das Lakabukschu, wo sie sich vom Speichel nähren. Das Badschume, wo sie Menschenfleisch verzehren. Das Dudomschukau, wo sie beständig von mehrköpfigen Schlangen gebissen werden. Das Londukschu, wo sie mit glühenden Eisen gebrannt und gemartert werden. An diesen schrecklichen Orten werden sie längere oder kürzere Zeit um mit mehr oder weniger Heftigkeit, je nach Verhältniß ihrer Verbrechen, gepeinigt. Wer die Weda's oder die Brahminen verachtet hat, wird 3,500,000 Jahre lang in eine Hölle von geschmolzenem Metall versenkt.

Die Schastra's nennen vier verschiedene Glückszustände im künftigen Leben, worein diejenigen gelangen, welche ein großes Uebermaß guter Werke aufzuweisen haben, wie solche die indische Sittenlehre fordert; oder die mittelst der Seelenwanderung oder der Höllenstrafen von ihren Sünden gereinigt worden sind. Der erste ist an einem Ort des Paradieses (Modschuum), von wo aus man aber die Götter nicht betrachten kann. Der zweite besteht in der Betrachtung der Götter. Im dritten werden sie plötzlich zu Göttern.

Im vierten werden sie in die Gottheit versenkt und genießen so eines unbeschreiblichen Wohlseyns. Aber nur die wahren Weisen (Gnanny) können dieser Seligkeit theilhaftig werden und diese zwar in Ewigkeit, während die Andern, nachdem sie eine längere oder kürzere Zeit sich im Paradiese in Ergötzungen berauscht haben, auf der Erde einen neuen Lauf voller Elend und Gefahren zu beginnen haben. Es gibt der Paradiese eine große Menge. Die berühmtesten sind: das Paradies des Wischnu, das Waigonda heißt; das des Schiwen, Namens Kailassa; das des Brahma; das des Devenderen, des Königs der Götter; und das des Kuperen, des Gottes der Reichthümer. Diese Paradiese bieten, gleich dem des Muhammed, alles dar, was eine fleischliche und unreine Seele nur wünschen kann. Unsere arme Seele fühlt wohl, daß sie einer vollkommenen Glückseligkeit bedarf; aber in ihrem natürlichen Zustand vermag sie das ihr entsprechende Glück nicht zu erwählen; das geben die Lehren der Hindus, welche sich auf ein künftiges Leben beziehen, wohl zu erkennen und was uns nun noch von ihrer Götterlehre und deren schauerlichen Wirkungen zu sagen übrig bleibt, dient ferner zum Beweise der demüthigenden Wahrheit, daß die Welt in ihrer Weisheit Gott nicht erkannt hat und daß die abstracteste Philosophie auf ganz kurzen, obwohl uns unbekannten Wegen zur gröbsten Abgötterei führt. Diese Wirkung hat sie auch in Indien gehabt. Da begegnet man bei jedem Schritt der feinst-gesponnenen menschlichen Weisheit mit der empörendsten Abgötterei in derselben Person vereinigt. Der Pantheismus und Brahmanismus gehen Hand in Hand; wie sie übereinstimmen können, das wissen sich die Brahminen selber nicht zu erklären. Ach, wenn doch unsere Weisen Europa's sich dahin begäben und an Ort und Stelle die Wirkung jedes Systems erforschten, das sie an die Stelle des Christenthums setzen möchten, ehe sie Hand an den Umsturz desselben legten.

Der Brahmanismus, oder die Religion Brahma's, die wahrscheinlich an die Stelle des Bhuddismus getreten

ist, jetzt in ganz Indien herrscht; sie ist aber in so vielen guten Werken und Zeitschriften so ausführlich beschrieben worden, daß hier einige Hauptzüge genügen werden. Sie weist dem Brahma, Wischnu und Schiwen unter den den Menschen zugänglichen Göttern die ersten Stellen an. Brahma, der Schöpfer des Weltalls, wird unter der Gestalt eines Menschen mit vier Gesichtern, goldfarben, weiß gekleidet, auf einer Gans sitzend, in einer Hand einen Stock, in der andern ein Gefäß haltend, dargestellt. Sawitri ist seine Gattin. Wischnu ist der Erhalter und wird als ein schwarzer Mensch mit vier Armen dargestellt. In einer seiner Hände hält er eine Muschel, in der andern eine Keule, in der dritten ein Rad und in der vierten eine Lilie. Er sitzt auf dem ungeheuern Vogel Gururu. Saraswadi ist seine Gattin. Dieser Gott ist neun Mal auf der Erde erschienen, jedesmal in einer andern Gestalt; nicht nur den Menschen beizustehen, sondern in Angelegenheiten der Götter. Er wird noch zum zehnten Mal auf der Erde erwartet. Das sind die zehn berühmten Awantara's oder Menschwerdungen Wischnu's. Schiwen, der Zerstörer, wird dargestellt als silberfarbiger Mensch, mit fünf Gesichtern, drei Augen, einem Halbmond auf der Stirne, vier Armen; in einer Hand hält er eine Waffe, in der andern ein Reh, mit der dritten segnet er, und mit der vierten gebietet er nichts zu fürchten. Die grausame Dhurga ist seine Gattin. Diese drei Götter bilden die große Dreiheit der Hindus (Trimurti). Indes werden nur dem Wischnu und Schiwen Verehrung bezeugt und Tempel erbaut, da Brahma dadurch daß er eine Lüge gesagt alles Recht an göttliche Verehrung verwirkt hat. Er hat weder Tempel noch Verehrer. Die Anbeter des Wischnu tragen ein gelbes Zeichen in Form eines Dreizacks an ihrer Stirne, und unterscheiden sich dadurch von den Anbetern Schiwens, welche ihre Stirne nur mit Asche bestreichen. Letztere sind die zahlreichsten in Tinnewelly. Diesen drei höchsten Göttern folgt ein ganzer Schwarm anderer auch von hohem Rang, die man als die unmittelbaren Beherrscher der Elemente und Leiter des Weltalls an-

sehen kann. Sie werden unter mehr oder minder wunderlichen Gestalten dargestellt. Einer ist Surien, der Gott des Lichts; ein anderer Supramanien, einer der Söhne Schiwens und Spender aller guten Gaben; Warunen, Beherrscher der Meere; Saraswadi, die Göttin der Beredsamkeit; Minusa, Beherrscher aller Schlangen und alles Gewürms; die schreckliche Dhurga, Göttin des Krieges; Wischwu-Kuren, Baumeister der Götter; Lakschmi, Göttin der Reichthümer. In Tinnewelly werden vorzüglich Supramanien, Warunen und Lakschmi verehrt. Nach diesen kommt das ungeheure Heer von 330,000,000 Göttern, deren König Devenderen oder Endru ist. Dieser Devenderen ist schon mehrmals von den Brahminen gezüchtigt worden und er ist von ihrer Macht so überzeugt, daß er allerlei Schwänke erfindet, um ihre Gunst zu gewinnen. Die Kuh nimmt unter diesen Gottheiten einen bedeutenden Rang ein, da auf ihr Schiwen selbst alle seine Reisen macht. Eine Kuh tödten ist die größte Sünde die ein Hindu sich denken kann; zwar schlägt und mißhandelt er sie, trägt aber immer Sorge, daß ihr das Leben nicht ausgehe. Der Brahmanismus läßt auch die Verehrung der Affen, Schlangen, Flüsse und unzähliger anderer Geschöpfe zu. Mehrere der Pagoden (Tempel), wo diese Götter verehrt werden, sind von erstaunlicher Größe, von einer etwas der gothischen ähnlichen Bauart, außenher überall von Bildsäulen und andern Bildhauerarbeiten geziert und von einem hohen zugespitzten Thurm überbaut.* Auf neu angekommene Europäer machen sie einen schwer zu beschreibenden Eindruck. In Tinnewelly gibt es wenigstens zehn Pagoden ersten Ranges, deren Einkünfte, aus den dargebrachten Opfern bestehend, zum Unterhalt der zahlreichen Brahminen, welche nach der Vorschrift der Schastra's denselben Dienst verrichten, mehr als zureichend sind. Die den falschen Göttern daselbst erwiesene Verehrung besteht hauptsächlich in den dargebrachten Gaben und einer Anzahl glänzender und abgeschmackter

* Siehe das Titelbild.

Ceremonien, wobei alles bedacht ist, was den Neigungen und Lüsten des alten Menschen schmeicheln kann. Prächtige Festmähler, pomphafte Processionen, leichtfertige Spiele, Musik und Tanz und manche noch viel schlechtere Dinge. Ich brauche nur zu sagen, daß in jeder Pagode sich eine gewisse Anzahl schlechter Weibsbilder befindet, die von den Gütern der Pagode erhalten werden, in Seide gekleidet, mit Gold und Edelsteinen geschmückt sind und deren Pflicht es ist sich denen hinzugeben, welche Geschenke für die Götzen bringen. Diese Dirnen heißen die heiligen Töchter, Gemahlinen der Götter. In der großen Pagode von Tinnewelly gibt es deren fünfhundert.

Im Süden der Provinz, und sonst nirgends in Indien, herrscht eine vom Brahminismus gänzlich verschiedene Religion, Paiaradanai oder Dämonendienst genannt; und das ist sie auch ganz eigentlich; denn was die Sagen der Sanaar von diesen Dämonen und ihrer Geschichte melden, entspricht im Wesentlichen ganz dem, was die Bibel uns von den bösen Geistern sagt. Nach den Sagen sind diese Dämonen gefallene, aus der Gegenwart eines großen Königs vertriebene Wesen, die ihn selbst in der Verbannung noch zu hintergehen wußten; denn durch viele Umtriebe haben sie von ihm die Macht erhalten den Menschen zu schaden, unter denen sie unstet und flüchtig umherwandern, und mittelst dieser Macht haben sie sich ihre dem großen Könige gebührende Huldigung erworben. Zudem ist es merkwürdig, daß sie einen ihrer Hauptdämonen Satan nennen. Diese Dämonen gehen beständig damit um, den Menschen zu schaden; Gewitter hervorzubringen, die ihre Häuser umstürzen und ihre Felder verwüsten, Ueberschwemmungen, die alles zerstören, Dürre, die alles versengt; aber ihr größtes Ergötzen ist, schwangere Frauen fehlgebären zu machen und kleine Kinder zu tödten. Mehrere derselben werden auch dargestellt mit kleinen Kindern im Schlunde, welche sie verschlingen. Sie erscheinen bisweilen den Menschen in den gräßlichsten Gestalten, in der Absicht sie zu schrecken, um dadurch Geschenke von ihnen zu er-

halten. In unserer Zeit haben sie die Cholera-Morbus erfunden, um ihnen aufs Neue die ihnen gebührende Achtung einzuflößen, und um das Blut der Schlachtopfer fließen zu machen, dessen sie zur Löschung ihres quälenden Durstes bedürfen. Ihre Verehrer beten selten zu ihnen, außer in der Absicht ein Unglück abzuwenden, oder von einem solchen befreit zu werden; nie aber kommen sie mit leeren Händen vor sie. Menschenopfer, als schwangere Frauen und kleine Kinder auf ihre Altäre gebracht, sind ihnen die angenehmsten. Auch nehmen sie gerne graue Schweine, schwarze Ziegenböcke und schwarze Hühner. Wenn die Noth nicht dringend ist begnügen sie sich auch mit Früchten und Blumen. Diese Opfer werden mit den abgeschmacktesten und eckelhaftesten Ceremonien verbunden. Bei jedem Dorf trifft man einen irgend einem solchen Dämon gewidmeten Tempel. Udschalimagali, Satan, Sadelamaden und Mutuammala scheinen die Häupter dieser lästigen Brüderschaft zu seyn. Der Guru (Priester) und der Paiadi (Tänzer) empfangen für ihre Dienste einen Theil der dargebrachten Opfer. Die Brahminen blicken mit der tiefsten Verachtung auf diese Religion. Indes glauben manche das Paiaradanai habe in Indien vor dem Brahminismus und selbst vor dem Buddhismus geherrscht.

Das sind die beiden jämmerlichen Religionen denen man in Tinnewelly begegnet. Zwar haben seine Bewohner, wie die Hindus überhaupt, inmitten dieser Stockfinsterniß eine gewisse Kunde von einem allgegenwärtigen, allmächtigen und allweisen Gott bewahrt, den sie Kadawule, Sarwesperene, Paraparene nennen; sie reden selbst von ihm als einem Wesen, das die Guten belohnt und die Gottlosen straft; aber sie sind sich durchaus keines unmittelbaren Verhältnisses zu ihm bewußt, sie dienen ihm auf keine Weise und bauen ihm keine Tempel; so daß diese Kunde durchaus keinen Einfluß auf sie übt, während der Götzendienst und die Philosophie in ihrem Charakter und Wandel die traurigsten Wirkungen hervorgebracht; und wenn es wahr ist daß der Sündenfall noch irgend etwas

Gutes im Menschen zurückgelassen, so hat mich ein 16jähriger Aufenthalt unter ihnen überzeugt, daß diese menschlichen Erfindungen es fast gänzlich zerstört haben. Es ist kaum noch etwas Gutes in ihnen, es sey denn die natürliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Ihr Aberglaube ist solcher Art, daß es unglaublich wäre, wenn man von der Art ihrer Erziehung nichts wüßte. Die Dankbarkeit ist ihnen so fremd, daß sie in der Tamilsprache kein einziges Wort haben, diesen Begriff auszudrücken. Sie zeigen sich für einen erwiesenen Dienst nur so weit erkenntlich, als ihr Interesse sie dazu bewegt; sie würden ihren größten Wohlthäter im Elend verschmachten lassen, wenn sie auch das Vermögen hätten ihm zu helfen, sobald sie nichts mehr von ihm zu hoffen oder zu fürchten hätten. Das Mitleiden, diese edle Empfindung der Seele, die beim Anblick des Elends und der Leiden der Mitmenschen sich regt, und uns antreibt ihnen zu helfen, ist ihnen eben so unbekannt. Es besteht nicht ein einziges von Hindus für Menschen erbautes Krankenhaus, während es doch deren für Thiere gibt. Oft war ich erstaunt zu bemerken, wie wenig die Leiden ihrer Nebenmenschen sie rühren. Während die Cholera-Morbus ihre Verheerungen anrichtete, gingen sie zu Hunderten an den Kranken vorbei, welche auf den Straßen dieser schrecklichen Krankheit zur Beute gelassen wurden, ohne ihnen die geringste Hülfe anzubieten. Die Lehre von der Seelenwanderung, nicht Frömmigkeit, verhütet Mordthaten und andere Handlungen der Grausamkeit einigermaßen; gleichwohl kommen in Tinnewelly Mordthaten häufig vor. Die Wahrheit kommt bei ihnen nur dann in Betracht, wenn sie zum Vortheil gereicht. Das wird man sogleich bei allem ihrem gegenseitigen Verkehr gewahr. Kein Knecht trägt das mindeste Bedenken seinen Herrn zu betrügen oder zu bestehlen, während er sich den Schein der tiefsten Unterwerfung zu geben weiß. Sie haben eine ganz eigene Geschicklichkeit Charaktere zu studieren und zu durchschauen. Sie entdecken sogleich die schwachen Seiten einer jeden Person und wissen, wie es

anzugreifen, um ihren Zweck zu erreichen, der jederzeit Betrug ist. Sie selbst sind meist unergründlich und es ist äußerst schwer ihre schwache oder starke Seite zu erkennen. Ein Richter der über 25 Jahre in Indien war, sagte: „Ich habe noch keinen Schreiber gehabt der, nachdem er nur zwei Monate in meinem Dienste gewesen, mich nicht durch und durch gekannt hätte; ich aber kenne noch nicht einmal die unter ihnen, die während 20 Jahren fast immer bei mir waren." Ueberführt man sie einer Unwahrheit, so daß ihnen keine Ausflucht bleibt, so suchen sie, statt zu erröthen, wie jeder Europäer von Ehrgefühl thun würde, einem mit aller Einfalt die Nothwendigkeit so zu handeln darzuthun und behaupten in guter Absicht gelogen zu haben. Beim ersten Anblick würde man die Hindus nicht gar so versunken glauben. Sie haben mehrentheils äußerlich ein eben so gesetztes Aussehen, als sie innerlich verworfen sind. Bei ihnen zeigt es sich, wie die glänzendste Außenseite das Häßlichste in sich verbergen kann. Sie sind höflich, freundlich, einnehmend, stets bereit den Wünschen ihrer Obern zuvorzukommen und ihnen Gefälligkeiten zu erweisen; dabei scheinen sie anspruchslos, arglos und offen. Im Gespräch vermeiden sie aufs sorgfältigste alles was beleidigen könnte. Sie geben einem einen gewissen Eindruck von Unschuld, der ihre gröbsten Fehler, ja selbst Verbrechen gewissermaßen mildert und einen Europäer geneigt macht, ihnen dasjenige leicht zu vergeben, was er einem Landsmann schwerlich zu gut halten würde. Dieser Zug hat manchen oberflächlichen Beobachter zu dem Zeugniß verleitet, die Hindus seyen sanft, arglos, wohlwollend und aufrichtig; so erzeigen sie sich aber nur in Gegenwart ihrer Obern, der Europäer; gegen Ihresgleichen und vornämlich gegen Untergebene sind sie hochmüthig, grob, ungerecht und grausam. Das sieht man besonders aus der Art, wie sie ihre Frauen behandeln.

Die Schastra hat das weibliche Geschlecht aller der Rechte beraubt, die jedemMenschen von Natur zukommen, als: sich belehren, Gott verehren, für sich selbst denken und handeln. Die Mutter erzieht ihre Tochter gleich von

Anfang in der tiefsten Unwissenheit alles dessen, was ihnen auch nur entfernt eine Idee vom Unterschied zwischen Gut und Böse, Falsch und Wahr, Recht und Unrecht geben könnte. Ihr ganzer Unterricht besteht in der Hausführung, der Kenntniß ihrer Kaste, vor allem aber in Verstellung und Lüge. Im zehnten Jahre, oft auch schon viel früher, verkauft ihr Vater sie an einen Mann den sie noch nie gesehen und dem sie so, durch eine ungemein glänzende und kostspielige Hochzeit, zur Gattin oder vielmehr Sclavin übergeben wird. Von da an kann sie nun eigentlich keinen andern Gott mehr haben, als ihren Gatten, dessen Willen und Grillen sie sich mit Leib und Leben nicht nur ohne Klage, sondern mit Freuden unterwerfen muß. Sie darf weder mit ihm essen, noch ihm zur Seite gehen. Ist er traurig, so muß sie weinen und jammern; ist er fröhlich, so muß sie sich auch freuen. Sie muß dem fluchen, den er haßt, und segnen, wen er liebt. Kurz, sie muß ganz in ihm und für ihn leben, denken, handeln; und wie sie außer ihm gar kein Daseyn haben kann, so muß sie sich nach seinem Tode mit seiner Leiche in den Flammen vernichten lassen, oder als Witwe leben, deren Schicksal noch schwerer zu ertragen ist als der Tod. Der Mann gibt durch sein Betragen fortwährend zu erkennen, daß er die von den Göttern ihm verliehenen unbeschränkten Rechte über seine Sclavin wohl zu schätzen weiß. Er spricht nur sehr selten mit ihr und dann meist mit einem gebieterischen bittern Ton, der jede Idee von Vertraulichkeit und Zutrauen ausschließt. Oft verlangt er von ihr das Unmögliche und ohne sich herabzulassen eine Erklärung von ihr anzuhören, bestraft er jeden Ungehorsam mit einer Ohrfeige oder auf eine noch bezeichnendere Weise. Jede Klage würde noch eine Zulage von Züchtigung nach sich ziehen. Es gibt keinen Mann der nicht seine Frau schlüge; und diese rohe Sitte ist so allgemein anerkannt, daß die eingebornen Christen nur schwer davon zu entwöhnen sind. Als ich einmal einen fragte, ob es wahr sey daß er seine Frau schlage, erwiederte er ganz unbefangen: „Ja, aber ich schlage sie

nicht wie die Heiden; ich schlage sie vernünftig." Die Frau sitzt nie in Gegenwart des Mannes, außer wenn er es ihr befiehlt, wo sie sich dann in einiger Entfernung hinter ihm setzt. Ist er auf Reisen, so muß sie bis zu seiner Rückkunft Leid tragen, d. h. sie wascht ihre Kleider nicht, salbt auch ihr Haupt nicht; was ihr aber wohl lieber seyn muß als ihn begleiten, da sie in dem Fall ihrem Herrn alles Gepäck auf dem Rücken nachzutragen hätte. An der Station angelangt, ist sie verpflichtet Holz zu suchen, ihm die Mahlzeit zu bereiten, da es in Indien keine Herbergen gibt, und sie ihm dann unter den Baum zu bringen, wo er ruht. Erst nachdem er sich gesättigt darf auch sie ruhen und das Uebrige verzehren. Ist noch ein kleines Kind dabei, so ist ihr Elend noch größer. Da die Frauen gewöhnlich gut gekleidet und mit Geschmeide bedeckt sind, so würde man sie nicht für so elend halten; allein dieser Schmuck dient vielmehr den Wohlstand des Gatten anzuzeigen, als dessen Liebe und Achtung für seine Frau. Indes ertragen nicht alle Frauen solche grausame Behandlung; um ihr zu entgehen nehmen sie nicht selten ihre Zuflucht zum Selbstmord. Während meines Aufenthalts in Tinnewelly ist kaum ein Jahr vergangen, daß nicht mehrere Frauen sich das Leben genommen, theils durch Gift, theils dadurch, daß sie sich in Brunnen gestürzt. Die große Mehrzahl jedoch erliegt nach und nach und sinkt ins Grab lange vor der Zeit, wo sie bei uns im kräftigsten Alter sind. Im vierzigsten Jahre, und sehr oft lange vorher schon, scheinen sie gewöhnlich alt und abgelebt.

Muß man sich nicht wundern, daß die Götter in den Schastra's voraussetzen, man könne die Frauen dadurch, daß man sie in Unwissenheit und Knechtschaft erhält, sanft, liebenswürdig, gehorsam und treu machen, und daß sie nicht vielmehr vorausgesehen, daß eine solche Erziehung die entgegengesetzte Wirkung haben müsse? Ich glaube nicht, daß ein Land auf Erden sey, wo die Frauen falscher, unfreundlicher und in jeder Hinsicht pflichtvergessener seyen als in Indien. Das erweist sich nur zu sehr in der Un-

ordnung und Zerrüttung der man allenthalben in den Familien begegnet; und wenn der Mann nicht mit wachsamem und eifersüchtigem Auge und dem Stock in der Hand sie zurückhielte, so wäre die Verwirrung noch viel größer und es würde bald an den Tag kommen, daß wirklich gar nichts Gutes mehr in ihnen ist.

Selbst dann, wenn die Verheißungen des Evangeliums, das wir predigen, sich nur auf das gegenwärtige Leben und nicht auf das zukünftige bezögen, würde der klägliche Zustand der Indier jedem Christen und Menschenfreunde die Pflicht auferlegen es ihnen zu verkündigen. Welche Opfer hat man nicht gebracht, um die Sclaven Westindiens von ihrem Joch zu befreien; allein die Hindufrauen sind viel mehr zu bedauern als die Sclaven Westindiens, auch sind sie viel zahlreicher. Wer den Jammer dieser armen Heidinen kennt und dabei gleichgültig bleiben und die Hülfe, die er ihnen bringen könnte, versagen würde, wäre in der That so wenig ein Menschenfreund als ein Christ. Er wäre ein Stein und weiter nichts.

Es ist ein bewunderungs- und dankenswerther Umstand in dieser Welt des Verderbens, daß nach der Vorsehung Gottes ein Uebel dem andern den Weg vertritt und es unterdrücken hilft. Die Kasten, welche ohne Widerrede eines der größten Uebel dieses Landes sind, haben diese Wirkung in manchen Beziehungen. Sie tragen ungemein viel zur Ordnung in großen volkreichen Städten bei, wie man sie nicht erwarten sollte. Selten stößt man auf Zusammenrottungen, Streitigkeiten, selten wird das Ohr in den Gassen von lärmendem Getöse getroffen; Jedermann scheint einen Zweck zu verfolgen und nur zu sprechen wenn es nöthig ist. Die Frauen scheinen geachtet zu seyn, weil die Männer sich nicht aufhalten, um mit ihnen zu sprechen oder zu spassen. Das sind alles Wirkungen der Kasten, die allen Verkehr in der Gesellschaft äußerst erschweren.

So haben wir nun das Feld mit Dornen und Disteln bedeckt gesehen. Betrachten wir jetzt, was Jesus, der gute

Säemann, gethan hat, um sie auszujäten, so wie die Früchte, die er bereits hervorgebracht.

Zweiter Abschnitt.

Miss. Schwarz's erste Wirksamkeit. — Rhenius und Bernh. Schmid: Eröffnung von Schulen. — Bildung einer Tractatgesellschaft und eines Katechisten- und Schullehrer-Seminars. — Anfang der Bekehrungen und Bildung von Gemeinden. — Reisen der Missionare. — Miss. Winkler. — Zweite Station: Dohnawur. — Weibliche Erziehung. — Landkauf und Anlegung christlicher Dörfer. — Miss. Schmid's Rückkehr nach Europa und Miss. Schaffter's Eintritt. — Große Erweckung im Westen und Norden. — Verfolgung. — Cholera-Morbus. — Erweckung im Ghat-Gebirge. — Ankunft der Brüder Müller, Fjellstedt und Lechler. — Zustand der Gemeinden. — Sterbescenen. — Dritte Station: Satankulam: Feindseligkeiten. — Bekehrung eines Philosophen und eines Erzfeindes der Christen.

Schon geraume Zeit vor Ende des vorigen Jahrhunderts hatten Missionar Schwarz und seine Mitarbeiter von Tandschore aus, wo sie wohnten, die Provinz Tinnewelly besucht, daselbst die Kunde des Evangeliums verbreitet und selbst einige Gemeinden gegründet; allein nach Schwarz's Tode hatten seine Nachfolger zu viel in Tandschore selbst zu thun als daß sie das Missionswerk in Tinnewelly mit Nachdruck hätten betreiben oder auf die Gemeinden die nöthige Pflege verwenden können. Die Folge war, daß ein großer Theil unbefestigter Christen wieder ins Heidenthum zurückfiel und die Mehrzahl der übrigen unter ihrer heidnischen Umgebung die angenommene heilige Religion sehr unvollkommen darstellte. Der glimmende Docht des Glaubens schien selbst zu erlöschen und rauchte nur noch, als es dem HErrn gefiel ihn durch die beiden Missionare Carl Rhenius und Bernhard Schmid wieder anzufachen, die von der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ausgesandt im Lauf des Jahres 1820 zu Palamcottah anlangten. Beide hatten bereits in der tamulischen Sprache bedeutende Fortschritte gemacht, so daß sie sich gleich nach ihrer Ankunft ihrem Herzensanliegen

widmen konnten. Auch gereichte es ihnen zum großen Vortheil den Prediger Hough, einen frommen, dem Dienste des HErrn treu ergebenen Mann, daselbst zu treffen, welcher sich, so weit es ihm seine übrigen Pflichten gestatteten, mit dem geistigen Wohl der Eingebornen beschäftigte. Er nahm sie brüderlich auf und gewährte ihnen während der kurzen Zeit, die er noch auf der Station zubrachte, allen ihm möglichen Beistand. So standen also die beiden Diener des HErrn den Feinden gegenüber, die sie im Namen ihres HErrn zu bekämpfen gekommen waren: einer stolzen, mächtigen Priesterschaft, einem glänzenden, tief eingewurzelten Götzendienst, einem unbedingten Fatalismus, einem Kastensystem, das seinem Wesen nach alle Nächstenliebe untergräbt, einer Sittenlosigkeit, die in mancher Hinsicht die in Sodom und Gomorrha weit hinter sich ließ. Bei diesem Anblick fühlten sie ihre ganze Schwäche und die Nothwendigkeit mit der ganzen Waffenrüstung Gottes aufzutreten, um den Anläufen des Satans zu widerstehen. Sie nahmen ihre Zuflucht zum HErrn, der sie für den zu beginnenden Kampf mit Glaubensmuth waffnete. In mehreren schwierigen Umständen bahnte Er ihnen selbst die Wege, und als die feindliche Macht sich dermaßen erhob, daß dem begonnenen Werk der Untergang drohte und alle menschlichen Mittel vergeblich schienen, trat Er auf ganz unerwartete Weise selbst ins Mittel und brachte ihnen so die schwer zu erlernende Lection bei, im Glauben zu wandeln und nicht im Schauen.

Die Eröffnung von Schulen in den größern Städten der Provinz erschien sogleich als eines der geeignetsten Mittel die Kenntniß des Evangeliums zu verbreiten; allein die der Ausführung dieser Absicht entgegenstehenden Hindernisse schienen unüberwindlich. Als ihre Absicht bekannt war, mußten erst die Vorurtheile der Eingebornen überwunden werden, um sie geneigt zu machen ihre Kinder in die Schule zu schicken. Die Unwissendsten unter ihnen fürchteten die Missionarien würden ihre Kinder wegnehmen und nach Europa führen, oder durch Zauberkünste zwingen ihre

Kasten aufzugeben, oder sich taufen zu lassen, oder Kuhfleisch zu essen. Die Absicht der Missionarien, sie unentgeldlich zu unterrichten, bestärkte sie noch in dieser Besorgniß, während die Priester alles aufboten sie davon abzuhalten. War es den Missionaren endlich gelungen diese Vorurtheile zu überwinden, so trat ihnen ein nicht minder großes Hinderniß da entgegen, wo die Eingebornen nicht selber willig waren einen Ort dazu herzugeben. Handelte sich's darum ein Schulhaus zu bauen, so mußte die Erlaubniß der Ortsbehörde dafür eingeholt werden, man bedurfte eines Grundstücks, der Arbeiter und Materialien zum Bau, und was das schwerste von allem war, auch eines Lehrers. Ueberdies erregte die Idee einer christlichen Schule damals solchen Argwohn und Zweifel, daß jede einzelne Schwierigkeit ganz unübersteiglich schien und nur durch große Mühe und Beharrlichkeit besiegt werden konnte. An einigen Orten gingen zwei bis drei Jahre hin ehe eine kleine Schule erzweckt werden konnte; an andern kam es gar nie dazu. Zuletzt gelang es den Missionarien in den Städten Tinnewelly, Mulugankurutschi, Satankulam, Amatawanakudi und mehreren andern bedeutenden Orten Schulen zu gründen, so daß sich ihre Zahl bald auf zwanzig belief; und nachdem sich jetzt die Eingebornen aus Erfahrung von der Grundlosigkeit ihres Argwohns überzeugt hatten, da sie sahen daß keines ihrer Kinder gezwungen wurde sich taufen zu lassen, oder Kuhfleisch zu essen, daß sie im Gegentheil mit Sanftmuth behandelt wurden, und daß sie in den Wissenschaften größere Fortschritte machten als sie in den heidnischen Schulen gemacht haben würden, da kamen sie von allen Seiten mit Bitten an die Missionarien auch bei ihnen Schulen zu errichten. Zwar gefiel ihnen der Unterricht, den man ihren Kindern von der Einheit des wahren Gottes, der Abgötterei und dem Heil in Jesu Christo allein ertheilte, nicht sonderlich; aber sie betrachteten das alles als ein Uebel, dem leicht abzuhelfen sey und meinten diese Albernheiten immer aus den Köpfen ihrer Kinder wieder austreiben zu

können, wenn sie die Schule verlassen hätten. Die Schulen gediehen und wurden zu Leuchtern, deren Licht bald sich in die ganze Umgegend verbreitete. Die Kinder wurden nicht allein in den Kenntnissen unterrichtet, die ihnen für dieses Leben nützlich waren, sondern auch und vor allem in denen die zur Seligkeit weise zu machen vermögen. Da die Bibel das Hauptlehrbuch war, so verfügten sich die Missionarien öfters in die Schulen um Prüfungen anzustellen, wobei sie den Kindern die wesentlichsten Puncte der Religion erklärten, wozu sich meist auch ein Haufe Neugieriger sammelte, welche dann die Wahrheit mit mehr Ruhe anhörten, als wenn man sie direct angeredet hätte. Oefter kam es auch vor, daß einer oder der andere Zuhörer eine Frage vorlegte oder einen Einwurf machte, der zu einer wichtigen Erörterung Veranlassung gab, welche gleichfalls die Zweifel benehmen und die Wahrheit aufhellen half. Darauf kehrten dann die Zuhörer nach ihren Wohnnngen zurück, erzählten den Ihrigen was sie gesehen und gehört, und das alles diente auch wieder zur Verbreitung der seligmachenden Wahrheit. Um aber ihren Zweck mit noch mehr Nachdruck zu verfolgen, fanden die Missionare für nöthig selber Tractate zu drucken. Diejenigen, die sie von Zeit zu Zeit von Madras erhielten, genügten nicht mehr, auch entsprach ihr Inhalt nicht immer den Umständen, die man zu benützen suchte. Daher schlossen sie sich an die Missionarien der Londoner-Missionsgesellschaft zu Trawancore an und bildeten eine Tractatgesellschaft, welche seitdem über 100,000 Tractate über mehr als 80 verschiedene Gegenstände gedruckt hat. Diese wurden in der ganzen Provinz ausgestreut; auch wurden sie in den Schulen gebraucht und sie haben undenkliches Gutes gewirkt.

Wie sich dann das Werk befestigte und immer mehr ausdehnte, fühlten die Missionare wohl, daß sie ihm fast nicht mehr zu genügen vermochten und erkannten die Nothwendigkeit ein Seminar zu gründen, aus welchem sie unter dem Segen des HErrn mit der Zeit sich brauchbare Ge-

hülfen, entweder als Schullehrer oder Prediger, verschaffen könnten. Sie legten Hand ans Werk und alles gelang nach Wunsch. Die Committee zu Madras, Stellvertreterin der kirchlichen Missionsgesellschaft, billigte ihr Vorhaben und versprach das nöthige Geld zur Unternehmung. Es boten sich mehrere junge Christen von Tinnewelly und Tandschore dazu an; sie wurden geprüft und diejenigen unter ihnen, bei denen man die nöthigen Gaben und Anlagen entdeckte, wurden als Zöglinge aufgenommen. Ein frommer Jüngling, der schöne Kenntnisse besaß und überdies mit Weisheit und Demuth begabt war, wurde ihnen als Aufseher beigegeben. Das Lehrgebiet erstreckte sich so viel wie möglich über alles was den Zöglingen für die Zukunft nützlich seyn konnte; vor allem aber versäumte man nichts, was geeignet war ihnen die Schätze des Worts Gottes zu eröffnen und seine Kraft zu fühlen zu geben. Mehrere unter ihnen wuchsen auch an Weisheit und Gnade, da der Geist Gottes ihre Herzen belebte. Dieses Seminar hat schon mehrere thätige Diener Jesu Christi hervorgebracht und bringt noch hervor, deren einige gegenwärtig die wachsende Kirche Christi in Tinnewelly weiden helfen. Die Missionarien nahmen immer einige derselben auf ihre häufigen Reisen im Land herum mit, um die Schulen zu besuchen und den Heiden das Evangelium zu verkündigen, und das trug nicht wenig zu ihrer Förderung bei. Sie sandten auch diejenigen zu zwei und zwei aus, auf deren Frömmigkeit und Klugheit sie sich am besten verlassen konnten und diese fanden nicht selten ihren Weg in die abgelegensten Winkel der Provinz, wo sie die frohe Botschaft verkündigten und Tractate vertheilten. So wurde durch die hier erwähnten Mittel der Schulen, Tractate, mündlicher Predigt des Wortes Gottes, die Erkenntniß des Heils immer mehr verbreitet und bald berechtigten erfreuliche Zeicher zur Hoffnung, daß sie nicht lange ohne Wirkung bleiben würden. Da wo das Evangelium eingedrungen war, fingen die Heiden an, sich über die neue Religion, wie sie sie nannten, zu unterhalten; man forschte, machte

Einwendungen, und man widerlegte sie. Mehrere sahen im Christenthum weiter nichts als einen Haufen alberner Neuheiten, die den Gebräuchen der Hindus entgegen waren, und von denen man folglich wenig zu fürchten hätte. Zu dieser Zahl gehörten meist die Reichen und Gelehrten. Andere gewahrten darin mit mehr Grund eine wohlgeordnete Macht, ganz geeignet die Religion, Gebräuche und Einrichtungen ihres Landes zu erschüttern und umzustürzen und versicherten man könne sich dem nicht schnell genug widersetzen. Solche waren die Brahminen und andere einflußreiche Personen. Wieder andere meinten die Mission sey eine Erfindung der englischen Regierung, um gewisse große politische Zwecke zu erzielen; diese falsche Vorstellung erfüllte sie mit Furcht und benahm ihnen die zur Prüfung der Sache erforderliche Ruhe. Diese alle gaben sich aus verschiedenen Gründen als Feinde des Christenthums kund und nahmen die Leichtgläubigen dagegen ein. Doch gab es derer auch eine große Zahl, die, weniger von Systemen, Geiz und Vorurtheil befangen, auch freier zu urtheilen vermochten, und diese ließen sich nicht hinters Licht führen, sondern erkannten die Vortrefflichkeit des Evangeliums an und schätzten es. Vornämlich bewunderten sie seine Sittenlehre, so wie die Lehren von der Einheit Gottes, seiner Vollkommenheit und dem Heil in Christo. Das sie umgebende Elend, der Ehrgeiz und die Tyrannei der Brahminen, die äußerste Sittenlosigkeit aller Classen, die überall im Schwange gehenden Ungerechtigkeiten, wovon auch sie zu leiden hatten, die Plünderungen der Marravors u. s. w. machten sie geneigt die Lehren des Evangeliums mit Unparteilichkeit zu prüfen; andererseits aber fürchteten sie das Kreuz, das dem Bekenntniß unfehlbar nachfolgen würde. Allen mit dem Götzendienst verbundenen Ergötzungen und Vortheilen zu entsagen, alle geselligen und häuslichen Verbände zu zerreißen, die Kaste aufzugeben und sich also ohne Ausweg der Verachtung und den Verfolgungen der Welt auszusetzen, — dies alles erschütterte ihren Muth nnd erhielt sie schwankend. Sie wünschten einen Weg zum Leben

zu finden, der nicht schmal wäre. In dieser Absicht kamen von Zeit zu Zeit wohlgesinnte aber schwache Personen zu den Missionarien und fragten, ob man denn nicht ein Christ werden könne ohne der Kaste zu entsagen, und ohne am Mahl des HErrn Theil zu nehmen; ob es denn durchaus nöthig sey die Asche und den Dreizack, die Kennzeichen des Wischnu und Schiwen, von der Stirne zu wischen, und ob man denn nicht auch ohne ein äußeres Bekenntniß der Religion Christi selig werden könne. Desgleichen erkundigten sie sich, welchen Schutz und Beistand die Missionarien den Bekehrten im Fall der Noth zu gewähren vermöchten; ob endlich, wenn man sich dem Wesentlichen unterziehen würde, nicht etwa ein Theil der weniger wichtigen Erforderniſse nachgelassen werden könnte. Allein auf dieses alles konnten die Missionarien nicht eingehen, und ohne ihnen das Kreuz Christi schwerer machen zu wollen als es wirklich ist, wiesen sie sie immer mit dem Ausspruch Jesu ab: „Wer mir nachfolgen will verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Endlich nach vielen Kämpfen gegen die Bosheit der einen und die Schwachheit der andern erschien die Zeit, wo es dem HErrn gefiel sein Wort offenbar zu verherrlichen.

Eine Anzahl Leute aus einem Dorfe bei Paikolum, etwa 8 Stunden südöstlich von Palamcottah, kamen zu Br. Rhenius und redeten ihn also an: „Wir haben schon lange genug grobe Speise genossen, wir verlangen nun nach Reis;“ hierauf thaten sie ihm ihre Absicht kund sich unverholen zur christlichen Religion bekennen zu wollen, es koste was es wolle, und baten ihn sie darin noch gründlicher zu unterrichten. Die von den Missionarien bei dieser Eröffnung empfundene Freude läßt sich leichter begreifen als beschreiben. Sie säumten nicht sich in das Dorf selbst zu begeben, prüften ihre Beweggründe, gaben ihnen genauern Aufschluß über die von ihnen erwählte neue Religion und die Prüfungen, denen sie sich aussetzen werden; ermahnten sie zu wachen und zu beten und versprachen ihnen, als sie sich entfernten, einen jungen Mann aus dem Seminar

zu ihnen zu senden, der bei ihnen wohne und sie im Wege des Heils noch weiter unterrichte. Das thaten sie auch wenige Tage nach ihrer Rückkehr in Palamcottah. Seitdem war in Tinnewelly eine Thüre aufgethan, die Niemand noch zu schließen im Stande war, und wodurch Tausende in die Kirche Christi eingegangen sind. Bald bildeten sich im Süden Gemeinden, zu Satankulam, Amatawanakudi, Kawelkanaru; im Osten zu Tirupuliankudi, Pannaiwilley u. s. w. Diese Neubekehrten waren meist von der Schanaar- und Paigaradanaikarus-Kaste, oder Dämonendiener. Die Missionarien forderten von ihnen vor allem als Beweis ihrer Aufrichtigkeit, daß sie ihnen ihre Götzen auslieferten, was man seitdem auch von allen denen verlangt hat, die ein Verlangen bezeugten in die Gemeine aufgenommen zu werden. Im Norden und Westen ruhte noch dicke Finsterniß.

In demselben Maß wie die Heerden sich vermehrten, nahm auch die Sorge der Missionarien zu, ihnen den nöthigen Unterricht zu geben. Die Zöglinge des Seminars, denen man die Pflege einer Heerde anvertrauen durfte, waren schon alle als Katechisten angestellt; man mußte daher auf andere Mittel denken den neuen Bedürfnissen entgegenzukommen. Sie ließen aus den verschiedenen Gemeinden Männer von 20 bis 30 Jahren nach Palamcottah kommen, die in ihrer Jugend lesen und schreiben gelernt hatten und seit ihrem Uebertritt zur christlichen Religion Beweise ihrer Aufrichtigkeit und ihres Eifers gegeben hatten und die überdies ein Verlangen zu erkennen gaben im Dienste des HErrn angestellt zu werden. Nachdem diese während 9 bis 15 Monaten täglich drei Stunden Religionsunterricht erhalten und gezeigt hatten, daß sie im Stande wären die Hauptlehren des Christenthums Andern mitzutheilen, wurden sie als Katechisten den Heerden vorgesetzt. Der HErr segnete augenscheinlich diese vom Bedürfniß erheischte Maßregel, welche auch bis auf diesen Tag befolgt wurde.

Die Missionarien waren ferner darauf bedacht Vor-

schriften zur Handhabung der äußern Ordnung und Zucht und zum geistlichen Wohl der Gemeinden zu entwerfen. Folgendes sind die Hauptbestimmungen: —

Jedermann, der einen Wunsch bezeugt in der christlichen Religion unterwiesen zu werden, wird ohne alle Rücksicht auf seine frühern Lebensverhältnisse angenommen, unter der Bedingung, daß er dem Götzendienst entsagt und sich der Betrachtung des Wortes Gottes, dem Glauben und einem heiligen Leben widmet.

Jede Gemeinde wird unter die Leitung eines Katechisten gestellt, der da fähig sey das Wort Gottes zu lehren und die Seelen zu weiden. Es sind diesem alle Verrichtungen eines Pastoren zugestanden, außer der Taufe, der Austheilung des Abendmahls, der Ausschließung und Ehescheidung.

Jedem Katechisten wird ein Aeltester zugesellt, um ihm in Handhabung der Ordnung und Ueberwachung der Sitten behülflich zu seyn. Dieser Aelteste wird von den Missionarien ernannt, die in ihrer Wahl nur auf Frömmigkeit, Betragen, christliche Erkenntniß und andere Eigenschaften sehen, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die übrigen Gemeindeglieder zu üben geeignet sind.

Für jede Gemeinde soll ein Bethaus oder eine Capelle errichtet werden, zu deren Erbauung jedes Mitglied nach Verhältniß seiner Mittel beisteuert.

In jedem Bethaus wird alle Morgen und Abend eine Versammlung gehalten, worin gebetet und das Wort Gottes gelesen und ausgelegt wird, und jedem Christen liegt es ob derselben so oft wie möglich beizuwohnen.

Jeder Christ, der dazu fähig ist, lernt den in der Kirche eingeführten und von dem Katechisten ihm erklärten Katechismus auswendig.

Niemand soll zur Taufe gelassen werden, ohne daß er eine deutliche Kenntniß der zur Seligkeit nothwendigen Wahrheiten besitze, und ohne durch seinen Wandel Beweise gegeben zu haben, daß er ein wahres Glied der Kirche Christi sey.

Jedes Mitglied, das den Geboten Gottes zuwider handelt, soll, nachdem es zuerst vom Katechisten, dann vom Missionar ohne Erfolg ermahnt worden ist, vom Abendmahl ausgeschlossen werden. Beharret es hierauf in seinem schlechten Wandel, so wird es von der Gemeinde ausgeschlossen. Gibt es später Beweise wahrer Buße, so wird es wieder aufgenommen.

Die Katechisten und Schullehrer begeben sich jeden Monat einmal zum Missionar und bleiben vier Tage bei ihm, um über den Zustand ihrer Gemeinden und Schulen ausführlich Bericht abzustatten, ihre brüderlichen Weisungen zu empfangen und im Worte Gottes weiter gefördert zu werden.

Diese Anordnungen sind bis heute fast dieselben geblieben.

So erhob sich mitten in der Nacht und den Abgründen heidnischer Verderbnisse eine Kirche, die durch ihren Glauben, ihre Liebe und heiligen Wandel bestimmt war die Tugenden dessen zu verkündigen, der sie aus der Finsterniß berufen hat zu seinem wunderbaren Licht.

Die Missionarien erkannten bald, daß fleißiges Besuchen von ihrer Seite das beste Mittel sey die Gemeinden im Wachsthum zu befördern, und aus dem Grunde haben sie und ihre Nachfolger öftere Reisen unter ihnen sich zur Pflicht gemacht. Es versteht sich daher von selbst, daß ihre Beschäftigungen je nach den Umständen, der Zeit, den Orten und den Personen, mit denen sie zu thun hatten, verschieden seyn mußten. Folgendes wird hinreichen von allem eine ziemlich richtige Vorstellung zu geben. Der Missionar reist, wie die Europäer in Indien, im Allgemeinen im Palanquin oder zu Pferde, und da das Klima ihm nur bei Nacht zu reisen gestattet, so langt er gewöhnlich vor Aufgang der Sonne bei der zu besuchenden Gemeinde an und nimmt seine Wohnung für den Tag in der Capelle; bald sammeln sich alle Glieder der Gemeinde um ihn, er betet mit ihnen und erklärt einige Bibelverse. Hierauf entfernen sich alle mit Ausnahme des Katechisten und

Aeltesten, die ihm einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Gemeinde erstatten. Wünscht ein Gemeindeglied durch die Taufe in die Kirche aufgenommen zu werden, so wird er davon ebenfalls in Kenntniß gesetzt. Bei dieser Gelegenheit wird gewöhnlich zugleich auch alles, was auf Kirchenzucht Bezug hat, in Ordnung gebracht. Gegen 11 Uhr versammelt man sich wieder, und nach dem Gesang eines Liedes läßt der Missionar die Gemeindeglieder den Katechismus aufsagen und legt ihnen einige Fragen über die Lehren und Vorschriften unsrer Religion vor; hierauf prüft er diejenigen, welche getauft zu werden wünschen, über dieselben Gegenstände, nur viel genauer. Er sucht besonders durch verschiedene aus der heiligen Schrift und der Erfahrung jedes wahren Christen sich ergebende Fragen sich zu versichern, ob sie den Glauben an den Erlöser haben, durch den allein der Sünder vor Gott gerecht erscheint, und nachdem er so eine hinlängliche Kenntniß über ihren Zustand erlangt hat, erlaubt er denen, die er für gehörig vorbereitet hält, sich in der Abendversammlung als Taufcandidaten einzufinden; den Uebrigen zeigt er die Nothwendigkeit einer gründlichern Vorbereitung auf diese heilige Handlung und bestimmt ihnen eine spätere Zeit dafür. Nach 5 Uhr Abends macht er gewöhnlich einen Spaziergang und predigt bei sich ergebender Gelegenheit den Heiden das Evangelium im Freien. Um 7 Uhr versammelt man sich nach getroffener Anordnung für die Taufe abermals. Die Taufcandidaten, Zeugen, der Katechist und Aelteste nehmen ihren Platz dem Missionar gegenüber. Nun folgt wie gewöhnlich der Gesang eines Liedes, Gebet, kurze Rede, alles mit Bezug auf die bevorstehende heilige Handlung, um die Wichtigkeit derselben recht eindrücklich zu machen. Alsdann wendet sich der Missionar an die Taufcandidaten besonders, führt ihnen noch einmal die Heiligkeit des angenommenen Bekenntnisses, die ihnen aufzulegende Pflicht und Verantwortlichkeit, und die Verfolgungen, denen sie sich aussetzen, zu Gemüthe, und ermahnt sie es lieber noch einige Zeit aufzuschieben und zu über-

legen als es zu leicht zu nehmen. Hierauf gibt jeder Täufling in einem kurzen Bekenntniß die Gründe an, die ihn bewogen um die Taufe nachzusuchen, und dann legt der Missionar ihnen folgende Fragen vor, die er sie ermahnt als in Gegenwart des Allwissenden zu beantworten:

Glaubet ihr, daß es nur Einen wahren Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geist gebe, und daß Wischnu, Brahma, Schiwen, Supramanien und alle andern falschen Götter, die ihr und eure Väter verehrten, nichtig seyen?

Glaubet ihr, daß Gott der Vater, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, in seiner unendlichen Barmherzigkeit Jesum Christum seinen einigen Sohn in die Welt gesandt hat, um die durch den Fall der ersten Eltern sündig gewordenen Menschen zu retten?

Glaubet ihr, daß Jesus Christus durch seine Geburt, sein Leben und Beispiel, seinen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt und Fürbitte den Sündern vollkommenes Heil erworben und ihr vollkommener Erlöser geworden ist, so daß alle Bußübungen und Waschungen, alle Opfer, denen sich die Heiden unterziehen, euch nicht von der Sünde und Verdammniß befreien können?

Glaubet ihr, daß es der heilige Geist ist, der die Gerechtigkeit und das Verdienst Christi euch zuschreibt, und der in uns den Glauben, die Hoffnung, die Liebe und die Gnade wirkt die Sünde zu hassen und ihr so zu widerstehen, daß wir alle Tage unsres Lebens in Heiligkeit und Gerechtigkeit wandeln?

Seyd ihr entschlossen mit dem Beistand dieses Geistes der Gnade je mehr und mehr aller Abgötterei, Aberglauben und sündlichen Handlungen der Heiden, den eiteln Weltvergnügungen und Lüsten des Fleisches zu entsagen, und euch der Betrachtung des Wortes Gottes und Haltens seiner Gebote zu befleißen und in allen Stücken in einer euerm neuen Beruf würdigen Weise zu leben?

Wenn die Täuflinge einzeln alle diese Fragen beantwortet haben, so wendet sich der Missionar an den Katechisten, den Aeltesten und die ganze Versammlung und spricht:

Ich beschwöre euch mir vor Gott zu bezeugen, ob euch irgend etwas im Betragen des Einen oder Andern der hier Gegenwärtigen bekannt sey, das eine Ursache abgebe ihm die Taufe zu versagen. Es geschieht mitunter, aber selten, daß Einwendungen erhoben werden; in dem Fall wird die betreffende Person gebeten sich zu entfernen, und eine Untersuchung wird vorgenommen. Nachher hält der Missionar ein kurzes Gebet, verrichtet darauf die Taufe und spricht dann, indem er jedem neuen Mitglied die Hände auflegt, einen Segen, dessen Bestätigung im Himmel die Gemeinde vom HErrn erfleht; zuletzt singt man wieder ein Lied und die ganze Feierlichkeit endigt mit einer kurzen Ermahnung und Gebet. Ein solcher Anlaß währt gewöhnlich über zwei Stunden. Diese Art die Taufhandlung zu begehen gereicht in Tinnewelly offenbar zu großem Segen, nicht allein denen die sie empfangen, sondern der ganzen Versammlung; und nicht selten bringt diese Feierlichkeit heilsame Eindrücke bei solchen hervor, die bis dahin gleichgültig geblieben waren. Die kleinen Kinder werden zugleich mit ihren Eltern getauft, wenn beide Eltern ihre Einwilligung dazu geben. Von dieser Heerde begibt sich der Missionar zu einer andern, wo er wieder ungefähr dieselben Pflichten erfüllt und nach 8 bis 10 Tagen Abwesenheit kehrt er nach Hause zurück. Diese Umzüge werden wo möglich jeden Monat wiederholt.

Gegenwärtig machen die Missionarien in Tinnewelly von der vortrefflichen Liturgie der englischen Kirche, sowohl bei Taufen als bei den Sonntagsgottesdiensten und andern Anläßen, mehr Gebrauch als früher.

Doch kehren wir zur Geschichte zurück. In kurzer Zeit wuchs die Zahl der Gemeinden auf mehr als 40 an und die häufigen Reisen der Missionarien R h e n i u s und S c h m i d reichten zur gehörigen Ueberwachung derselben nicht mehr hin. Sie bedienten sich daher zur Mithülfe in diesem wichtigen Werke des Beistandes einiger wackerer Katechisten, deren jedem sie einen District anwiesen und es ihnen zur Pflicht machten, alle Katechisten und die ihnen anvertrau-

ten Gemeinden zu besuchen, das Wort Gottes zu predigen, mit ihrem Rath beizustehen, den etwaigen Unordnungen so viel wie möglich abzuhelfen, das Evangelium zu verkündigen an Orten, wo es noch nicht hingekommen war, und am Ende jeden Monats den Missionarien über alles treuen Bericht zu erstatten. Auch diese Maßregel hat dem Reiche Gottes zur Förderung gedient und wirkt noch.

Indes hat der HErr, von diesen Mitteln unabhängig, sich hie und da Zeugen der Wahrheit bereitet, deren Er sich zu sehr wichtigen Dingen bediente. Als Beispiel führe ich einige Züge aus der Geschichte des lieben Bruders Thomas an, eines begabten aber bis zur Sonderlichkeit eigenthümlichen Mannes. Ich wähle sie eben ihrer Sonderbarkeit wegen. Von reichen und angesehenen Eltern geboren, wußte er von diesen Vorzügen nie Vortheil zu ziehen. Schon früh verließ er das väterliche Haus, legte sich auf das Studium der Magie und bildete sich eine Philosophie oder vielmehr ein Unsinnsystem, das Niemand verstehen konnte. Es befriedigte ihn selbst nicht und er fühlte immer in seiner Seele eine Leere, die er durch andere und neue Erfindungen auszufüllen suchte, die ihm aber alle keinen Frieden gaben. Da träumte ihm einst er sey in eine kleine Capelle gegangen, wo er einen weißen Mann in weißer Kleidung auf den Knieen gesehen, der mit großer Inbrunst betete und Dinge sagte, deren er sich hernach nicht mehr erinnerte, die aber seiner Seele Frieden und Trost brachten. Bei seinem Erwachen zweifelte er nicht, daß ihm ein Gott erschienen und daß dieser ihm bald die ganze Wahrheit offenbaren werde. Etwa ein Jahr darauf kommt er ins Dorf Padukapatton; da wird er von einem Haufen Leute, die einer kleinen Capelle zueilten, wie mitgezogen; gleich fällt ihm ihre Aehnlichkeit mit der im Traume gesehenen auf; aber sein Erstaunen verdoppelt sich als er der Thüre sich nähernd den weißen Mann in weißem Gewand auf den Knieen im Gebet erblickt und in allen Stücken dem gleich, den er im Traum gesehen. Es war Br. Rhenius, der zum Besuch der dortigen Gemeine da-

hin gekommen war. Sein Gebet und nachherige Rede drangen dem armen Magier gleich einem zweischneidigen Schwert in die Seele. Er fühlte sich von einer Macht getroffen, gleich der, welche Saulus auf dem Wege nach Damascus zu Boden warf. Vor Erstaunen und Bewegung damals außer Stande sich zu erklären, bat er den Missionar blos um Erlaubniß ihn in Palamcottah besuchen und sich mit ihm über eine wichtige Angelegenheit besprechen zu dürfen. Er fand sich am bestimmten Tag ein und ihre Unterredung war so gesegnet, daß er sogleich die Lehre von der völligen Rechtfertigung des Sünders durch das Blut und Verdienst des Erlösers im Glauben ergriff, und darin seitdem immer Freude und Trost gefunden hat. Nachdem er hernach im Worte Gottes noch völliger unterrichtet worden war, wurde er Katechist und hat jetzt seit mehr als 18 Jahren vielen Tausenden von Heiden die Gnade Gottes in Christo verkündigt. Er hat ihrer mehrere zur Buße geleitet und viele Betrübte getröstet. Obgleich Thomas, wie jeder andere Diener Jesu Christi, seinen Schatz in irdenem Gefäße trägt, so hat er dennoch durch seinen Eifer für die Ehre Gottes, seinen Glauben bei Entbehrungen und Unfällen, seine Liebe zu den Brüdern, seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, seinen heiligen Wandel, seine Ausdauer im Gebet, sein fleißiges Betrachten des Wortes Gottes, kund gethan, daß der Christ nicht in der Sünde beharrt damit die Gnade überschwänglich werde. Die besondere Eigenthümlichkeit seines Charakters läßt nun das in ihm gewirkte Werk der Gnade nur um so heller leuchten. Eines Tages kam er ganz freudig zu mir und sagte: Heute habe ich meine Frau versucht, und ich fand, Gott sey gedankt, daß sie Gott mehr fürchtet als mich. Ich griff es folgendermaßen an. Als sie gerade betete, rief ich sie mit lauter Stimme beim Namen, aber zu meiner Freude antwortete sie nicht. Ich rief ihr noch einmal und zwar mit einem Ton, der das ganze Ansehen des Gemahls aussprach. Sie beharrte im Stillschweigen. Einige Minuten darauf redete sie mich also an: „Zürnet nicht, als Ihr mir riefet

war ich im Gebet und Ihr wißt, daß während man mit Gott spricht, man nicht auf Menschen hören soll." — „Ganz gut, aber für wen hast du gebetet." „Für Euch, für unsere Kinder, für die unserer Sorge anvertraute Gemeine und für mich." — „Was hast du für mich gebeten?" „Daß Gott Euch die Sünden vergebe." „Meine Sünden! was hab' ich denn für Sünden begangen?" Nun fing meine Frau zu weinen an und sagte: „Diesen Morgen kam ein Armer und bat um ein Almosen, und Ihr sagtet, Ihr hättet nichts ihm zu geben und doch wußte ich, daß Ihr Geld im Zipfel des Schnupftuches eingewickelt hattet. Ist das keine Sünde?" „Das Kreuz des Christen," sagte er mir bei einer andern Gelegenheit, „ist nichts anderes als der Wille Gottes, der sich mit unserem eigenen kreuzt." Thomas hat viel poetische Gaben: er hat das ganze alte und neue Testament in tamulische Verse gesetzt. Er hat seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung gegeben und seine zwei ältesten Söhne sind schon im Dienste des HErrn angestellt. Sollte sich jemand versucht fühlen die Art seiner Bekehrung zu tadeln, so habe ich ihm nichts zu erwiedern, als daß ich ihn nicht bekehrt habe; ich würde es allerdings anders angefangen haben; allein des HErrn Wege sind nicht unsere Wege.

Um das Jahr 1826 bildeten sich mehrere Gemeinden in den Ghats, etwa 10 Stunden südlich von Palamcottah, und nachdem die Committee zu Madras unter ihnen ein Missionshaus erbaut, sandte sie den Miss. Winkler zu ihrer Leitung hin. Diese Niederlassung, Dohnawur genannt, war die zweite Station der Tinnewelly-Mission.

Ungeachtet der der weiblichen Erziehung in Tinnewelly zuwiderlaufenden Gebräuche und Vorurtheile lernten in Folge der großen Wirksamkeit des Wortes Gottes, die weiblichen Mitglieder unserer Gemeinden doch meistens den zum Unterricht der Neubekehrten eingeführten Katechismus mit Freuden auswendig. Natürlich gab es unter ihnen auch welche die wenig Lust dazu zeigten und die selbst bei Gelegenheit allen Widerwillen kund gaben, welchen Vorurtheil

zu erzeugen vermag; doch fehlte es nicht an solchen, selbst unter denen die bis in ihr 30stes oder 40stes Jahr in völliger Unwissenheit alles dessen gelebt hatten, was den Geist zu bilden vermag, die mit bewunderungswürdigem Eifer sich mit den Heilskenntnissen bekannt zu machen suchten; und die Fortschritte die sie darin machten waren wirklich erstaunlich. Einige hatten schon den ganzen Katechismus inne und besaßen eine einfache aber gründliche Erkenntniß des Heils in Christo. Das alles flößte den Missionarien Muth ein sich immer ernstlicher mit der weiblichen Erziehung zu befassen. Sie errichteten zu Palamcottah eine Töchterschule, welche der Witwe des Missionars Schnarre zur Aufsicht übergeben wurde. Die aus den verschiedenen Gemeinden darin aufgenommenen und unentgeldlich gekleideten und ernährten Töchter erhielten eine Erziehung, die sie befähigt in der Folge die armen und unwissenden Landsleute ihres Geschlechts zu unterrichten. Es war dies in Tinnewelly noch etwas neues und außerordentliches; daher ging es anfangs durch große Schwierigkeiten und Hindernisse; gleichwohl wurden von dem an mehrere Schulen ungefähr nach demselben Plan eröffnet. Sie stehen unter der Leitung der Frauen der Missionarien und der HErr hat sie augenscheinlich gesegnet. Mehrere dieser Töchter sind an Katechisten verheirathet worden; andere sind als Lehrerinen angestellt oder sonst im Dienst der Gemeinden. Mehrere sind zu ihres HErrn Freude eingegangen. Andere sind weniger zur Zufriedenheit ausgefallen. Außer diesen von den Gattinen der Missionarien geleiteten Schulen hat man in den größern Gemeinden auch andere errichtet, die ebenfalls gut gehen. Alle diese Mittel haben in der Hand des HErrn dazu gedient, die Frauen aus dem erniedrigenden Zustand, in welchen das Heidenthum sie gebracht, zu ihrer Würde zu erheben. Die in diesen armen Geschöpfen vom Christenthum gewirkte Veränderung ist höchst erfreulich; es zeigt sich sowohl in ihrem Aeußern als Innern.

Die von der Nothwendigkeit angegebenen Mittel sind meist die erfolgreichsten; das beweisen die meisten Anstalten

der Mission in Tinnewelly. Mehrere ganze Dörfer hatten, wie wir gesehen, das Evangelium angenommen; in andern waren die Einwohner getheilt: ein Theil hielt sich an das Evangelium, der andere blieb am Aberglauben ihrer Väter hangen. An allen Orten aber, wo die Zahl der Christen bedeutend war, erhielten sie sich gegenseitig und konnten meist den Angriffen der Heiden widerstehen, die überdies nie recht eins waren. Ganz anders aber war es in solchen Dörfern, wo nur eine oder wenige Personen die Wahrheit ergriffen hatten. Diese wurden von den andern oft so mißhandelt und verfolgt, daß sie sich gezwungen sahen, entweder auf das Christenthum zu verzichten oder ihren Ort zu verlassen. Hie und da gab es auch Manche, welche dem Evangelio heimlich anhingen; aber die Furcht vor den ihm folgenden Leiden, denen ihre entschiedenern Landsleute ausgesetzt waren, hielt sie zurück und sie warteten auf eine günstigere Zeit, um mit einem öffentlichen Bekenntniß des Christenthums hervorzutreten. Diese Umstände brachten die Missionarien und einige eingeborne Christen auf den Gedanken, hie und da Grundstücke anzuschaffen, wo die um der Wahrheit willen Verfolgten und jeder der sie zu kennen wünscht eine Zuflucht finden, Häuser bauen und dem HErrn in Ruhe dienen könnten. Die Committee von Madras, der dieser Vorschlag mitgetheilt wurde, billigte ihn und ermächtigte die Missionarien zur Ausführung desselben. Es gelang ihnen einige Stücke Landes zu kaufen, auf welchen sich bald Dörfer bildeten; denn die Eingebornen kamen von allen Seiten sich dort anzubauen.

Allein diesen Ankäufen standen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, indem die englische Regierung es sehr ungerne zuließ, daß europäische Gesellschaften in Indien Ländereien besäßen. Man sah sich daher genöthiget andere Wege einzuschlagen. Die Eingebornen bildeten selber eine Gesellschaft, die sie die philantropische Gesellschaft nannten, und die sie unter die Leitung der Missionarien stellten. Mittelst ihres eigenen Vermögens und des Beistandes einiger Freunde kauften sie hie und da, je nach

Bedürfniß, Grundstücke, auf welchen man bald schöne Dörfer sich erheben sah, in deren jedem man eine Capelle errichtete und zum Besten der Bewohner Gesetze entwarf. Dort können die Eingebornen in Frieden beisammen wohnen, was auch mehrentheils der Fall ist, da sie täglich im Worte Gottes geweidet werden und ihren Berufsarbeiten obliegen müssen. Der Christ begegnet auf seinen Reisen in diesen heidnischen Ländern hier nicht mehr jenen Unordnungen und ekelhaften Schauspielen, welche die natürlichen Früchte der Abgötterei sind: er wird überall durch den Anblick der Ordnung und Reinlichkeit ergötzt, so wie einer dem lebendigen Gott geweihten Kirche, zu welcher alle Morgen und Abend andächtige Verehrer hinwallen, um Ihm Dank und Anbetung darzubringen. Hier wird er als Freund und Bruder begrüßt und aufgenommen. Der Bischof von Madras, der im Jahr 1840 die Mission von Tinnewelly besuchte, war über die in diesen christlichen Dörfern herrschende Ordnung ganz erstaunt. „Ich konnte mich zwar," sagt er, „mit den Eingebornen nicht unterhalten, weil ich ihre Sprache nicht kannte, aber ihre vor Freude glänzenden Gesichter, als sie sich um ihre Hirten drängten um sie zu begrüßen, verriethen deutlich genug, daß sie zur Heerde Christi gehörten." Die Zahl der so angelegten Dörfer beläuft sich ungefähr auf vierzig. Kadatschapuram, das größte derselben, enthält wenigstens 1000 Seelen.

Um das Jahr 1829 wurden zwei Männer von der Secte der Jogam zu Christo bekehrt und getauft. Einer erhielt den Namen Samuel, der andere Abraham. Samuel trug einen eisernen Halskragen, den er nicht ablegen konnte und der ihm den Hals drückte, und da der Kragen etwa drei Fuß im Durchmesser hatte, so konnte er nie liegen. Mit diesem besuchte er häufig das Gebirge und einsame Gegenden. Einer unserer Katechisten begegnete ihm eines Tages und fragte ihn, ob er sich jetzt von der Herrschaft der Sinnen freier fühle als zur Zeit da er diesen Kragen anlegte. Er gestand ihm aufrichtig das Ge-

gentheil, er fühle sich gebundener und unruhiger als je. Darauf empfahl der Katechist ihm Christum, als den der allein im Stande sey ihn von der Sünde zu erlösen und fügte mehreres bei, das ihm diese große Wahrheit noch eindrücklicher machte. Die Rede machte Eindruck auf ihn; da er jedoch auf die von dieser langen Marter ihm verheißene Frucht nicht so gar leicht verzichten wollte, fragte er den Katechisten, ob er ihm nicht einen Guru (Oberpriester) anweisen könnte, der ihn in diesen Sachen noch gründlicher unterrichte. Der Katechist nannte ihm den Missionar Rhenius, und er begab sich alsobald zu ihm. Dieser legte ihm die Nutzlosigkeit aller menschlichen Anstrengungen dar, sich der Herrschaft der Sünde zu entziehen, so wie den zu dem Zweck von Gott selbst entworfenen und in der Sendung seines Sohnes ausgeführten Plan. Er sprach mit ihm von dem Verdienste dieses Erlösers, vom Glauben, von Vergebung der Sünden und dem Geiste der Heiligung; kurz er that ihm den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit kund. Es war dem Manne gegeben diese Wahrheiten zu ergreifen. Sie schienen ihm klar und seinem Zustand angemessen. Er ließ sofort den Schmid rufen, um ihm das Eisen vom Halse zu nehmen, dessen Nutzlosigkeit er jetzt erkannte. Seit seiner Taufe gab er sich mit der Verkündigung des Evangeliums ab, der er mit großer Einfalt oblag. Dieses Zeugniß gebührt ihm mit Recht, obschon er einmal gestrauchelt hat. Er ist noch immer im Dienste seines HErrn beschäftigt.

Abraham hatte, obschon zu derselben Secte gehörend, sich ein minder hartes Leben auferlegt. Ich kann mich der Umstände seiner Bekehrung nicht mehr erinnern; indes weiß ich, daß er während der wenigen Jahre die er noch auf Erden zuzubringen hatte mit Eifer das Evangelium verkündigte und ein gesegnetes Werkzeug zur Erleuchtung Mehrerer wurde, unter welchen eine vortreffliche Frau von Sambagapuram und die andern Glieder dieser Gemeine. Auch diente er dem Evangelio mit seiner poetischen Gabe, indem er die ihn am meisten ansprechenden Stücke desselben

in Verse brachte, sie von Dorf zu Dorf sang und dann ihren Inhalt erklärte. Diese den Hindus ganz eigene Art das Evangelium zu verkündigen verschaffte ihm allezeit eine zahlreiche Zuhörerschaft, auf die er nicht selten einen günstigen Eindruck machte. Auf einer dieser Wanderungen wurde er von der Cholera-Morbus befallen und weggerafft.

Um das Jahr 1830 verließ Missionar Winkler Tinnewelly und die Committee von Madras versetzte ihn nach Paliacote, um die Leitung dieser Station zu übernehmen. Ungefähr zu derselben Zeit war auch Missionar Schmid genöthigt seinen Posten zu verlassen, um sich auf das Nilgherry-Gebirge zu begeben, in der Hoffnung, seine durch 10jährige mühevolle Arbeit gänzlich zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen; allein da dieser Aufenthalt den gewünschten Erfolg nicht hatte, so war er gezwungen nach Europa zurückzukehren, wo er sich noch befindet. Dieser liebe Bruder hat für Begründung des Christenthums in Tinnewelly vieles geleistet. Er gab sich vornämlich mit den Schulen ab, zu deren Leitung sowohl als Errichtung er vorzüglich begabt war. Die Eingebornen gedenken seiner noch stets mit einer Theilnahme, welche zeigt wie sehr sie ihn schätzen und lieben. Im Jahr 1831 wurde ich von der Committee in Madras nach Palamcottah geschickt, um dem Missionar Rhenius, auf dem das ganze Gewicht der Mission lag, hülfreich beizustehen.* Ich kann in Wahrheit sagen, daß dieser vortreffliche Bruder mit seinem Rath und seiner Liebe mir zum großen Segen gewesen ist, nicht allein im Anfang meines Umganges mit ihm, sondern so lange ich sein Mitarbeiter war. Mein Geschäft war die Leitung der Schulen, die sich auf mehr als 70 beliefen, die Predigt des Evangeliums unter Christen und Heiden, und die Taufe derjenigen Katechumenen, die mir die dazu erforderlichen Kenntnisse und Gesinnungen zu besitzen schienen. In der Absicht unternahm ich häufige Rei-

* Nachdem ich fünf Jahre lang in der Mission zu Mayaweram und Madras angestellt gewesen.

sen im Lande umher und bediente mich aller möglichen Mittel zur Förderung des von Br. Schmid hinterlassenen Werkes. Dem Br. Rhenius lag mehr die Leitung der Kirchen und des Seminars ob; außerdem beschäftigte er sich, so weit es ihm die Zeit zuließ, mit Abfassung von Büchern und Tractaten in der Tamilsprache, zum Gebrauch der Zöglinge des Seminars, zur Erbauung der Gemeinden und Bekehrung der Heiden; ein Werk, welches das schnelle Fortschreiten des Christenthums immer nothwendiger machte und wozu er vorzügliche Gaben besaß.

Bis daher hatte das Christenthum nur erst im Süden und Osten von Palamcottah Fuß fassen können. Im Westen hatten erst einige Dörfer es versucht das Joch des Heidenthums abzuschütteln und sich sogar laut zu Gunsten des Evangeliums erklärt; allein die Feindseligkeiten der Widersacher waren so heftig und anhaltend, daß das Christenthum dort noch gegenwärtig nur wenige verschüchterte Anhänger zählt. Im Norden herrschte, mit Ausnahme von drei oder vier kleinen Gemeinden nur wenige Stunden von Palamcottah, noch dicke Finsterniß und noch waren seine ehernen Pforten dem Evangelium verschlossen. Man hatte daselbst das Wort Gottes gepredigt, Tractate vertheilt, es war sogar mit der Errichtung einiger Schulen gelungen; aber alles stieß auf so beharrlichen Widerstand, daß scheinbar alles ohne Frucht geblieben ist. Nur einzelne Personen kamen dann und wann gleichsam im Verstohlenen zu den Missionarien und baten sie um Erklärung über Sachen, welche die christliche Religion betrafen; und ohne sich selber darüber auszusprechen oder uns ihre Beweggründe erkennen zu lassen, kehrten sie wieder eben so geheimnißvoll zurück als sie gekommen waren. Es ist hier am Platz zu bemerken, daß der nördliche Theil der Provinz noch fast gänzlich unter der Macht der Zemindar's steht, jener obenerwähnten Lehenherren, welche, obschon der englischen Regierung oder vielmehr der ostindischen Compagnie zinspflichtig, und von ihr aller Gerichtsbarkeit beraubt, doch noch immer Macht genug besitzen, um ihre

Untergebenen zu bedrücken und in den von ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht bestimmten Schranken zu erhalten. Das Gerücht von den erstaunlichen Fortschritten der christlichen Religion im Süden hatte diese Zemindar's erschreckt und jeder beeilte sich die ihm am wirksamsten scheinenden Schritte zu thun, um diese die Völker erleuchtende Religion und Feindin aller Tyrannei und Ungerechtigkeit von ihren Gebieten fern zu halten. Das war die Hauptursache dieses Widerstandes. Alsdann aber that der HErr kund wie vergeblich es sey, daß die Könige der Erde sich auflehnen und die Fürsten miteinander rathschlagen, wider den HErrn und seinen Gesalbten. Das Werk Christi zeigte sich zuerst im Gebiete des mächtigen Zemindar's von Utu-Malay und dessen Umgebung. Das lange unter der Asche glimmende Feuer brach plötzlich in helle Flammen aus, deren Heftigkeit sich durch nichts unterdrücken ließ. Im Verlaufe weniger Monate hatten über 1500 Einwohner aus den Orten Wirakairalambudur, Kuruwankotai, Parankudapuram, Adschankundam, Kuruwantawor, Kuripankulam, Ladschemipuram, Sarandai und mehrern andern Dörfern das Joch des Götzendienstes abgeschüttelt und baten inständigst um Unterricht in der christlichen Religion. Bei solchem Ereigniß war der Zemindar vor Erstaunen und Ingrimm wie versteinert. In der Ungewißheit über die besten Mittel die Religion der Pariah (diesen verächtlichen Namen geben die heidnischen Hindus dem Christenthum) aufzuhalten und zu unterdrücken verhielt er sich eine Zeit lang stille. Wir benützten diese für ihn verlorene Zeit zu Anordnungen, welche unter dem Beistand Gottes dem Christenthum in diesen Gegenden für immer einen sichern Halt geben sollten. Wir richteten Gemeinden ein, in die wir Zucht und christlichen Gottesdienst einführten; errichteten überall wo es sich thun ließ Gebetshäuser; und in der Voraussicht, daß der Kampf beginnen würde sobald der Löwe sich von seiner Erstarrung erholt hätte, stellten wir die klügsten und muthigsten unserer Katechisten über diese Gemeinden, um die ersten Stöße des

sich bereitenden Angriffs auszuhalten. Das gethan, empfahlen wir im Gefühl unserer Schwachheit die Sache dem HErrn, ermahnten unsere Christen zum Wachen und Beten und erwarteten die Angriffe. Als der Zemindar zur Besinnung gekommen', erblickte er mit neuem Entsetzen fast in seinem ganzen Gebiete schon förmlich eingerichtete christliche Kirchen. Die erwartete Verfolgung nahm jetzt wirklich ihren Anfang und dauerte fast ein Jahr. Eine ausführliche Darstellung aller Umstände würde uns zu weit führen. Kurz, es wurde alle Gewalt und List angewandt, die einer von einer höhern Regierung beschränkten Macht nur zu Gebote steht, um die Christen zur Rückkehr zu ihrem alten Aberglauben zu zwingen. Man bediente sich aller möglichen Umtriebe, um sie bei der Regierung als aufrührische und gefährliche Leute anzuschwärzen. Man ersann Vorwände um sie ihrer Ländereien und anderer Unterhaltsmittel zu berauben. Man entzog ihnen jede Anstellung, und ließ sie dafür ihren Todfeinden zukommen. Man brauchte sowohl Drohungen als Gewalt, um sie zur Theilnahme an heidnischen Götzendiensten zu nöthigen. Der Katechist Jakob, ein Mann voll Frömmigkeit und Eifer, und einem alle Prüfungen besiegenden Muth und Geduld, war das vornehmste Werkzeug dessen sich der HErr in diesen stürmischen Zeiten zur Aufrechthaltung des Glaubens und der Beharrlichkeit der Christen bediente. Er war unermüdlich, und allezeit gerade da, wo die Anläufe am heftigsten waren. Seine Gegenwart nahm den Feinden immer den Muth und flößte den Schwächsten Vertrauen ein. Die Gegner sahen endlich ein, daß sie ihn entweder gewinnen oder fortschaffen müßten. Man versprach ihm von Seiten des Zemindar's Reichthum und Ehre, wenn er von der Sache der Christen abstehen wolle; da diese Lockungen aber keinen andern Erfolg hatten als ihn noch wachsamer und thätiger zu machen, griff man zu einer List, um ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern. Ein Christenfeind starb nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen. Die Brahminen des Ortes bewogen, ohne Zweifel vom Zemindar dazu ange-

stiftet, die Witwe des Verstorbenen und andere falsche Zeugen durch Belohnungen, vor dem englischen Richter zu bezeugen, daß Jakob ihn ermordet habe. Jakob wurde ergriffen und als er ins Gefängniß geführt wurde, erhielt er vom Richter, dem er von den Häschern vorgestellt worden, Erlaubniß uns zu besuchen. Wir waren seinetwegen nicht ohne Besorgniß. Der Verstorbene war seiner Widersacher einer gewesen; die Zeugen gaben ihn einstimmig als Mörder an; und da wir sein heftiges Temperament wohl kannten, so wußten wir nicht wie weit die Ungerechtigkeiten und Bosheiten seines Feindes ihn übermocht haben konnten. Indes schwächten die bisher von ihm kund gegebenen wahrhaft christlichen Grundsätze unsere Zweifel und Besorgnisse. Nie werde ich die damals mit dem armen Jakob stattgehabte Zusammenkunft vergessen. Der Missionar Rhenius warf ihm einen Blick zu, in welchem er alle Schmerzensgefühle seines bewegten Herzens zu lesen vermochte, und redete ihn also an: „Verhehle mir nichts, sage mir aufrichtig, bist du des Verbrechens schuldig, dessen du angeklagt wirst? Bist du's, so bekenne es vor Gott und Menschen; es ist viel besser du unterziehst dich der Strafe und wirfst dich in die Arme der Barmherzigkeit Gottes, als daß du durch Lüge dein Verbrechen zu verbergen suchst und dich dadurch seinem gerechten Zorngericht aussetzst. Bist du unschuldig, so fürchte nichts; Gott wird die Bosheit deiner Feinde zu Schanden machen und dir Hülfe senden." Jakob erwiederte mit der Heiterkeit und dem Ton einer ihrer Unschuld sich bewußten Seele: „Nein, ich bin nicht schuldig! aber die Feinde scheinen ihre Maßregeln so wohl genommen zu haben, daß ich nicht weiß wie es gehen wird. Vielleicht gefällt es dem HErrn mir durch ihre Hände die Märtyrerkrone winden zu lassen. Doch machen Sie sich meinethalben keine Sorgen, ich bin unschuldig, das sey uns genug. Ich bitte Sie nur um einige gute Bücher, um meine Gefangenschaft nützlich verbringen zu können, wenn man mir genug Licht dazu läßt." Seine Geberden, sein Gesicht, seine Haltung, alles drückte das Siegel der

Wahrheit auf diese Erklärung und zeugte von einem so ruhigen Gewissen, daß wir seinethalben gar keinen Zweifel mehr hatten. Hierauf flehten wir zu Gott, daß Er ihn stärken und seine Unschuld bald wolle an Tag kommen lassen. Nach einigen Tagen schritt der Richter zur Untersuchung der Sache und die Frau des Verstorbenen gestand endlich erschrocken ein, ihr Mann sey eines natürlichen Todes gestorben und man habe ihr Geld gegeben, damit sie aussage, Jakob habe ihn ermordet. Auf das hin wurden die falschen Zeugen bestraft und Jakob in Freiheit gesetzt, der sogleich wieder dem Schlachtfelde zueilte. Dieser Umstand diente dazu, den Muth der Christen aufrecht zu halten, die vielleicht sonst doch unterlegen wären, wenn ihnen der HErr nicht auf eine auffallende Weise zu Hülfe gekommen wäre.

Da der Zemindar von Utu-Malay der englischen Regierung die Bezahlung einer bedeutenden Geldschuld verweigerte, so wurde er abgesetzt; und obgleich er einige Jahre später in seinen Rang wieder eingesetzt wurde, so genossen die Gemeinden in der Zwischenzeit doch der nöthigen Ruhe, in der sie sich wieder erholten und eine Festigkeit erlangten, die sie in Stand setzte allen seinen Feindseligkeiten zu widerstehen; denn der Zemindar von Utu-Malay ist noch heute der ärgste Feind des Evangeliums in Tinnewelly. Er verfolgt immer noch; allein aus Furcht vor der englischen Regierung mit Vorsicht. Nach diesem Kampfe mit dem Zemindar von Utu-Malay, drang das Evangelium in die Gebiete der Zemindare von Elajirumpanai, Siwigherry, Ewarasamendon und im Norden bis nach Striwilapadur, an den Grenzen von Madura. In allen diesen Gebieten faßte es nach einem von jedem dieser Zemindare erfahrenen mehr oder weniger hartnäckigen Widerstande festen Fuß. Nur einem, dem Zemindar von Swelpetty, gelang es damals, die in seinem Gebiete gebildeten Gemeinden zu zerstören und das Christenthum daraus zu vertreiben. Dessenungeachtet sind in mehreren vereinzelten Seelen etliche Samenkörnlein

des Wortes liegen geblieben, die unter dem Segen des HErrn in der Folge wohl noch keimen und Früchte bringen dürften; überdies wissen wir, daß das Wort Gottes ein scharfes zweischneidiges Schwert ist, das da eindringt, es sey zum Heil oder zur Verdammniß.

Eine Heimsuchung der Vorsehung, welche wenigstens den zwölften Theil der Bevölkerung der Provinz Tinnewelly wegraffte, machte den Verfolgungen im Norden auf einmal ein Ende. Die Cholera-Morbus zeigte sich, nachdem sie beim Himalaya-Gebirge ihren Anfang genommen und nacheinander Bengalen, die Nord-Circars, Mysore und Madura verheert, endlich in der schrecklichsten Gestalt auch unter uns. Es schien, als wenn sie, darüber aufgebracht, daß sie am letzten ihr Beute gewährenden Orte angekommen, sich entschlossen hätte ihn ihre ganze Wuth fühlen zu lassen. Sie fing ihre Verheerungen in der Stadt Tinnewelly selbst an; denn sie fällt gewöhnlich die großen Städte zuerst an; und in wenigen Tagen war sie in jeden Winkel der Provinz gedrungen. Nie zuvor und nachher, nie hat diese allezeit schreckliche Krankheit in Tinnewelly so schauderhafte Verwüstungen angerichtet wie dazumal. Im Anfange genaß von fünf Angefallenen kaum einer. Sie fiel Leute aus allen Ländern, Ständen und jedes Alters an. Ihre Schlachtopfer wurden ohne Vorgefühl plötzlich von Erbrechen und Durchfall befallen, die sie in wenigen Minuten so schwächten, daß sie sich nicht aufrecht zu halten vermochten; bald darauf wurden Füße und alle Extremitäten eiskalt; dann folgte brennender Durst und unaussprechliche Angst und endlich machten heftige innere Krämpfe dem Leben ein Ende. In vielen Fällen reichten vier bis fünf Stunden hin, um den kräftigsten Mann ins Grab zu strecken. In der Stadt Tinnewelly, die eine Bevölkerung von 27000 Seelen enthält, verbrannte man jeden Tag mehr als 60 Leichen, und da es keine Krankenhäuser gibt, so sahe man in allen Gassen und selbst auf den dahinführenden Straßen Kranke liegen, die, von aller Hülfe verlassen, dahin starben. In derselben Stadt wurden in

einem Hause in einer Nacht acht Glieder einer Familie ergriffen, die alle am Abend zuvor noch ganz gesund waren, und am Morgen waren nur noch zwei von ihnen am Leben. Man kann sich keine Vorstellung von dem Schrecken und der Verwirrung machen, die während dieser fürchterlichen Zeit allenthalben herrschte. Wenn gleich die Hindus von Natur gleichgültig und gefühllos sind, so konnte man jetzt doch auf allen Gesichtern das Entsetzen und die Verzagtheit lesen. Es kam öfters vor, daß, während der Todesengel an einem Orte mit Macht mähte, das Entsetzen sich der Einwohner so bemächtigte, daß sie kranke Freunde und Eltern im Stiche ließen und in Eile davon flohen. Aehnliches ereignete sich sogar mitunter in unsern Gemeinden. In Dohnawur, einer derselben, wurde eine Frau heftig von der Krankheit befallen und ihr Mann, von Schrecken ergriffen, flüchtete sich in's Freie. Von aller menschlichen Hülfe entblöst, genaß sie dennoch; und als ihr Mann das vernahm, wollte er zu ihr zurückkehren. Die Frau aber, durch sein Betragen beleidigt, empfing ihn mit dem Vorwurfe: „Wer seine Frau so behandeln und in der äußersten Noth verlassen kann, wie du, kann kein guter Gatte seyn. Darum wähle jetzt: geh' wieder hin, wo du herkamst; oder willst du im Hause bleiben, so geh' ich hinaus und komme nie wieder." Sie blieb bei ihrem Wort, verließ die Wohnung und lebte geschieden von ihm; indes gelang es uns sie wieder zu versöhnen, nachdem wir den Mann über sein Betragen bestraft. Vor der Erscheinung dieser Plage in der Provinz hatte die Regierung durchaus keine Maßregeln zu ihrer Begegnung ergriffen, so daß wir alle Schrecknisse derselben zu erfahren hatten. Keine Vorkehrungen, um zu verhindern, daß die Kranken verlassen werden, oder um ihnen Hülfe zu leisten; keine Krankenhäuser, keine Aerzte, keine Arzneien. Einige Dörfer waren beinahe entvölkert. Es erlagen auch mehrere Europäer. Starke Gaben von Opium und Arac (eine Art starker Branntwein) wurden als die wirksamsten Mittel befunden. Wir versahen unsere Katechisten damit, welche, so zu sagen,

die einzigen Aerzte unter Christen und Heiden der ganzen Umgegend waren. Wir hatten ihnen ausdrücklich befohlen, mit derselben Eilfertigkeit dem erklärtesten Feinde des Christenthums beizuspringen, wie dessen treuestem Anhänger, um dadurch mit der That zu beweisen, daß der Christ bereit ist jedem Gutes zu thun und daß er keinen Feind kennt außer der Sünde. Wir sahen mit Vergnügen, wie die Katechisten mehr oder weniger unserm Gebote nachkamen, und mehrere derselben zeigten bei mancher Gelegenheit eine Liebe und Ergebenheit die uns erfreute und in den Augen der Heiden die Religion die sie predigten in guten Geruch brachte. Was uns selbst anbelangt, so theilten wir zwar in gewissem Grade mit der ganzen Bevölkerung die Furcht, die eine solche Plage natürlicherweise einflößt, fühlten aber dabei wohl, daß wir von unsern Katechisten dasjenige nicht fordern könnten, dem wir uns selbst entzögen und daß es unsere Pflicht sey, wie gewöhnlich häufig umherzureisen um Christen und Heiden das Evangelium zu verkündigen und zugleich ihnen die nach Gelegenheit nöthige Hülfe zu leisten. Zudem wußten wir ja, daß die Gefahr auf Reisen nicht größer war als zu Hause. Wir empfahlen also uns und unsere Familien der treuen Obhut unsers himmlischen Vaters, versahen uns mit Arzeneien und traten, nachdem wir die von der Erfahrung für dringende Fälle empfohlenen Maßregeln genommen, unsere Ausflüge an, die uns immer auf fünf bis zehn Tage von unserm Heerde entfernten und während welcher unser Beistand öfters sehr dringend angesprochen wurde. Indes blieben wir, sowie unsere Familien, glücklich bewahrt. Miss. Rhenius gab zu der Zeit auch ein Schriftchen heraus, in welchem er die Leute aufforderte Buße zu thun und bei dem Hülfe zu suchen, der sie gewähren könne. Dieses Schriftchen wurde von den Heiden mit Aufmerksamkeit gelesen und that viel Gutes. Hie und da stießen wir in unsern Gemeinden auf Beispiele des Glaubens, die uns sehr aufmunterten. In Sakkamalpuram wohnte ein Christ, der erst seit Kurzem im Evangelio unterrichtet worden war, dennoch aber

schon wußte an wen er glaubte. Von seinen drei Kindern wurden die zwei ältern von der Cholera hinweggerafft und bald darauf wurde auch das dritte davon ergriffen. Der bekümmerte Vater schrie in seiner Noth zum HErrn. Wie er so ganz traurig bei seinem leidenden Sohne saß, traten einige seiner heidnischen Verwandten zu ihm und sprachen: „Der Tod deiner zwei Knaben sollte dir beweisen, daß es nichts nützt länger an Jesum zu glauben. Geh, opfere den Göttern deiner Väter, die werden deinen Sohn herstellen;" — und zur Bestätigung erzählten sie ihm mehrere Beispiele, wo dieselben geholfen haben sollten. Der Christ antwortete ihnen: „Redet mir nichts mehr von euern falschen Göttern; mein Glaube an Jesum ist nicht für dieses Leben. Will Er meinen Sohn herstellen, so wird es mich mit Dank erfüllen; wo nicht, so geschehe sein heiliger Wille." Wenn ich mich recht erinnere, so starb auch dieser Sohn. Die Cholera wüthete zwei Monate lang mit aller Macht, nahm dann allmählig ab und verschwand nach ungefähr fünf Monaten gänzlich. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß bis zum Jahre 1818, in welchem diese Seuche zum erstenmal in Indien erschien, eine andere eben so mörderische, von den Eingebornen Periwarikadschel genannt, periodisch wiederkehrte, nach der Erscheinung der Cholera aber völlig verschwand. Vielleicht sind beide im Grunde dieselbe Krankheit in verschiedenen Erscheinungen.

Im Jahre 1832 kamen zwei Abgeordnete von Cambam, einem großen Dorfe in einem Thale der Ghats und wenigstens 60 Stunden nordwestlich von Palamcottah gelegen, bei uns an. Sie überreichten uns eine Bittschrift von mindestens vierzig Familienvätern unterschrieben, in der sie uns inständigst um Unterweisung in der Heilslehre baten. Sie sagten uns zugleich, es hätten sich einige Christen von Tinnewelly auf ihrer Durchreise einige Zeit in ihrem Thale aufgehalten und das Evangelium verkündigt, das einer großen Zahl der Einwohner zugesagt; indes hätten blos die Unterzeichneten den Muth gehabt den Götzen

öffentlich zu entsagen. Diese Nachricht erfreute uns; aber wo die Mittel hernehmen, um solchem Bedürfnisse zu entsprechen, das wußten wir nicht. In dieser Verlegenheit sandten wir die Abgeordneten mit dem Versprechen zurück, ihrer Bitte alle gebührende Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Nach einigen Anordnungen sahen wir uns im Stande ihnen einen Katechisten zuzuschicken; und nach einigen Kämpfen und Widerwärtigkeiten kam das Christenthum in jenem Thale zur Blüthe. Sehr bestimmte religiöse Bewegungen thaten sich auch im Südwesten kund, einer Gegend, die nach unserer menschlichen Einsicht bis dahin äußerst unfruchtbar gewesen. Die Veranlassung hierzu war folgende. Einige Kinder unserer Schule in Odakarai pflegten Abends ihre Katechismen mit nach Hause zu nehmen und beim Lampenschein darin zu lernen. Ihre Eltern hörten Anfangs mit Gleichgültigkeit die darin enthaltenen einfachen und erhabenen Wahrheiten an; nach und nach jedoch wurden sie aufmerksamer darauf und gelangten endlich zu der Ueberzeugung, die christliche Religion sey die allein wahre. Zehn Familien entsagten den Götzen und nahmen das Christenthum an und bald folgten viele Bewohner der benachbarten Dörfer ihrem Beispiele. So hatte das Wort Gottes freien Lauf und wurde verherrlichet. Gott machte offenbar die Herzen zu seiner Aufnahme geneigt.

Im Laufe dieses und des folgenden Jahres wurden wir durch die Ankunft der Miss. Müller, Fjellstedt und Lechler erfreut. Sie waren uns von der kirchlichen Missionsgesellschaft als Mitarbeiter zugeschickt worden; indes konnte nur Br. Müller einen bleibenden Antheil an unserm Werke nehmen. Nachdem Br. Fjellstedt und seine Frau über zwei Jahre mit dem Klima gekämpft, Luftveränderungen und andere Mittel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit versucht, waren sie endlich genöthigt nach Europa zurückzukehren. Auch Lechler mußte den Posten aus derselben Ursache verlassen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf unsere Gemeinden,

so bieten sie uns das Bild eines Spitals, in welchem allerlei Kranke liegen. An vielen erblickt man die Vorzeichen einer baldigen vollkommenen Genesung; allein an sehr vielen haben die angewendeten Mittel, wenigstens dem Anschein nach, gar keine Veränderung hervorgebracht. Wer die Geschichte der Kirche Christi kennt, sowie auch das eigene Herz und den Abgrund der Abgötterei, aus welchem unsere Gemeindeglieder gezogen worden sind, wird nichts besseres erwarten. Zwar hatten alle den Götzen entsagt und Unterricht im Worte Gottes erhalten; allein das natürliche Verderben ihrer Herzen, durch die empfangene heidnische Erziehung noch vermehrt, bot den beseligenden Einflüssen des Evangeliums immer großen Widerstand und brachte hie und da Wirkungen hervor, die uns viel Sorge und Kummer machten. Zurückgebliebenes Anhangen an Kastenunterschiede und andern heidnischen und abergläubischen Gebräuchen, das sich bei Gelegenheiten äußerte, erzeugte nicht selten Haß, Entzweiung und mitunter abgöttische Handlungen, welche den Frieden und Wohlstand der Gemeinden störten. Diese heidnischen Gewohnheiten kamen besonders bei Heirathen, Begräbnissen und andern öffentlichen Anlässen, die den Christen mit den Heiden gemein sind, wieder zum Vorschein. Mehrere fielen in Unreinigkeit zurück. Lug und Trug sind die gemeinsten Laster der Hindus und die Christen werden nur schwer davon los und straucheln oft daran. Doch war ihrer auch ein guter Theil, die durch Gottes Gnade wachten und beteten, ihre übeln Neigungen bekämpften und in der Heiligung sehr erfreuliche Fortschritte machten. Man gewahrte an ihnen ein sichtbares Wachsthum in der Erkenntniß des Wortes Gottes, der Demuth, der Verleugnung weltlicher Gewohnheiten, der Liebe des Nächsten und der Uebung allerlei guter Werke. Mehrere unter ihnen arbeiteten nach Maßgabe ihrer Mittel und mit Eifer an der Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden und ertrugen mit wahrhaft christlicher Ausdauer die mancherlei Trübsale, die ihr Bekenntniß ihnen zuzog.

Verschiedene Sterbescenen in unsern Gemeinden dienten uns als ferneres Zeugniß der unter ihnen wirkenden Gnade Gottes und den Heiden als ein Zeugniß, daß das Evangelium eine Kraft Gottes sey, zur Seligkeit aller, die wahrhaft daran glauben. Hier ein Beispiel von einem jungen Knaben, der siegreich in Jesu seinem Heilande verschied. Seine Eltern waren Christen geworden und wohnten in Nallur. Er wurde schon sehr frühe in die Schule von Kuruwankotai geschickt und besuchte sie regelmäßig. Er war fleißig, lernte aber schwer; indes konnte man bald bemerken, daß der Unterricht an ihm gesegnet war und daß der heilige Geist mächtig an seinem Herzen arbeitete. Zuweilen sprach er auf dem Wege zur Schule zu seinen kleinen Gespielen: „Kommt mit mir unter diesen Baum, wir wollen den HErrn Jesum bitten uns zu segnen." Anderemale sprach er mit ihnen von der Liebe des HErrn Jesu und hielt ihnen ihre Fehler vor, aber mit solcher Milde und Anspruchslosigkeit, daß sie es ihm nicht übel nahmen. Er wurde von einer gefährlichen Krankheit befallen, während welcher er die geduldigste Ergebung und das Verlangen kund gab, bald abzuscheiden und bei Christo zu seyn. Als sein Vater eines Tages an ihm eine merkliche Verschlimmerung wahrzunehmen glaubte, ging er hin den Arzt zu rufen. Dieser aber, ein Feind der Christen, weigerte sich zu kommen und sagte: „Habt ihr doch die Religion eurer Väter verlassen; helft euch jetzt wie ihr könnt, ich will nicht kommen." Der Vater kehrt ganz traurig zu seiner Wohnung zurück. Der Sohn bemerkt es und fragt ihn angelegentlich um die Ursache. Als er die vernommen, sprach er zum Vater: „Ach Vater, was seyd ihr doch darüber bekümmert? haben wir nicht Jesum, der bald meinen Leib und meine Seele gesund machen wird?" Als er merkte, daß seine letzte Stunde nahte, sprach er zu den Umstehenden: „Ich gehe nun zum HErrn; ach welch' ein Glück! machet, daß ihr auch zu Ihm kommt." Dann an seinen Vater sich wendend, der sich der Thränen nicht enthalten konnte, indem er ihn zärtlich anblickt: „Ach,

Vater! was hilft es zu weinen? prüfet lieber euer Herz, um zu erfahren, ob nicht etwa noch ein heimliches Vertrauen auf die Götzen darin lauert. Glaubet an Jesum, so werden wir uns bald wieder sehen!" Bald darauf ging die siegreiche Seele dieses lieben Kindes auf den Flügeln der Liebe zu dem ein, von dem es sagen konnte: ich habe Ihn geliebet, weil Er mich zuerst geliebet hat. Sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf mehrere von denen, die Zeugen davon waren und zeigte allen den Unterschied zwischen dem der Gott fürchtet und dem, der ihn nicht fürchtet.

An Beispielen des über alle Verfolgungen der Welt siegreichen Glaubens fehlt es uns eben so wenig. In einem Dorfe, im Gebiete des Zemindar's von Ewarasanenden, hatten zehn Familien das Evangelium angenommen und darin durch einen treuen Katechisten, in einer kleinen Capelle, die er errichtet, eine Zeit lang Unterricht erhalten. Der Zemindar fing sie so heftig zu verfolgen an, daß sie endlich der Gewalt nachgaben und dem Schein nach zum Aberglauben ihrer Väter zurückkehrten. Der Katechist, darüber tief bekümmert, vergoß, als er zum letzten Male seine kleine Capelle schloß, einen Strom von Thränen. Das bemerkte jemand, der das Wort Gottes schon oft gehört aber sich nie öffentlich dazu bekannt hatte, und fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit. „Ach," erwiederte der Katechist, „sollte der Arbeiter nicht trauern, wenn er sieht, daß der Acker, in den er guten Samen gesäet, nichts als Dornen und Disteln trägt?" „Seyd nur getrost," versetzte jener, indem er seine Hand auf die Brust legte, „es ist in dieses Herz ein Samenkorn des Lebens gefallen, das weder der Zemindar noch der Teufel je auszurotten im Stande seyn wird." Der Erfolg hat die Wahrheit dieser Vorhersage bestätigt. Als einziger Christ in dieser Gegend hat dieser Mann bisher als ein guter Steiter Jesu Christi die Verfolgung, ohne sich je zu beklagen, muthig ausgehalten und sein Licht vor den Leuten leuchten lassen. Er kann nicht lesen; aber er hatte die Zeit, da das Licht an

seinem Ort und in der Versammlung der Kinder Gottes schien, sowohl benützt, daß er bei vorkommenden Gelegenheiten im Stande war, Rechenschaft zu geben von der Hoffnung, die in ihm war, was er immer mit großer Einfalt und festem Glauben that. Er geht besonders gern die Heiden zu besuchen, wenn sie krank und in Noth sind. Er redet dann mit ihnen von der Gnade Gottes in Jesu, als dem einzigen und immer wirksamen Mittel. Seine allezeit mit Salz gewürzte Rede hat auf mehrere einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Einige sind wohl auch dem Evangelio gewogen; allein die Furcht vor dem Zemindar hält sie von einem öffentlichen Bekenntnisse zurück. Sie möchten wohl gern das innere Glück des armen Verfolgten genießen, der ihnen das Evangelium verkündet, nicht aber das Kreuz mit ihm tragen.

Br. Müller war bald im Stande mir die Aufsicht der Schulen abzunehmen und ich erhielt den Ruf mit meiner Familie in das neuerbaute Missionshaus zu Satankulam zu ziehen, um die Leitung der dortigen Gemeinde und der Schulen der Umgegend zu übernehmen. Satankulam ist eine Stadt, 12 Stunden südöstlich von Palamcottah, von etwa 5000 Einwohnern. So wurde Satankulam die dritte Missionsstation von Tinnewelly. Wir hatten hier 22 Gemeinden, aus mehr als 3000 Seelen bestehend, und 15 Schulen zu besorgen. Wir hatten auch die Mädchen unserer Schule mitgenommen, die meine Gattin wie bisher zu leiten fortfuhr. Allein noch waren wir nicht lange auf unserer neuen Station gewesen, als wir auf eine sehr beunruhigende Weise die Wirkungen der Feindschaft jedes natürlichen Menschen und vornämlich der Heiden gegen das Evangelium zu erfahren bekamen. Die Häuptlinge von Satankulam hatten schon lange mit Unwillen und Besorgniß der Einführung des Christenthums in ihrer Stadt und Umgegend zugesehen. Sie waren seinem Fortschritte entgegen und hatten ihre ganze Macht daran gesetzt, den Bau des von uns bewohnten Missionshauses zu hindern. Schon vor unserer Ankunft hatten sie

Maßregeln ergriffen, um unsern Aufenthalt unter ihnen so unnütz und unangenehm als möglich zu machen. Glücklicherweise theilten nicht alle Bewohner des Ortes ihre Gesinnung. Es gab sogar einflußreiche Personen, welche die Sache des Christenthums begünstigten und förderten (zwar weniger aus Liebe zur Wahrheit als aus persönlichem Haß gegen unsere Widersacher). Wir waren noch keine vierzehn Tage in Satankulam gewesen, als unsere Gegner Gelegenheit fanden uns ihren ganzen Haß fühlen zu lassen. Eines Morgens bemerkten wir einen Leichenzug von den Häuptlingen begleitet, mit Trommeln, Trompeten und andern bei solchen Anläßen üblichen Instrumenten voran, sich in der Richtung nach unserer Wohnung bewegen. Bei unserem Garten angelangt, erhoben sie (ohne Zweifel von ihren Anführern dazu abgerichtet, in der Absicht uns zu Schritten zu reizen, aus denen sie Vortheile gegen uns zu gewinnen hofften) plötzlich ein solches Geschrei und Gebrüll, daß es mit der ohnehin schon allzulärmenden Musik wirklich schauderhaft war. Einer unserer Knechte war so unklug hinzugehen und ihnen zu sagen, sie möchten doch mit weniger Lärm vorbeiziehen. Diese wenigen Worte thaten eine ganz fürchterliche Wirkung. Ein Rachegeschrei erhob sich von allen Seiten, das bis in die Stadt erscholl und wurde das Zeichen eines allgemeinen Anfalls. Der ganze Zug drang in unsern Garten ein und bewegte sich nach unserem Hause. Von allen Seiten erschienen mit Stöcken bewaffnete Männer, die über die Mauern und Hecken des Gartens stiegen und mit wüthenden Gebärden vorwärts drangen. Die Christen, durch den Lärm herbeigezogen, schlossen sich an unsere Knechte und einige Tagelöhner, die gerade in unserem Garten arbeiteten, an und leisteten dem Angriffe einen hartnäckigen Widerstand, wodurch er etwas aufgehalten wurde; allein das vermehrte nur meine Besorgnisse, denn ihrer waren zu wenige, um sich lange gegen die stets zunehmende Menge halten zu können. Bald war der große und friedliche Missionsgarten in ein Schlachtfeld umgewandelt. Man kämpfte,

schlug sich, warf sich zu Boden. Bei diesem Anblicke verbarg sich meine Frau vor Schrecken in einem Winkel des Hauses. Obschon ich mich selbst auch fürchtete, indem ich nicht wissen konnte, wie weit die Wuth diese Wahnsinnigen führen möchte, so kannte ich doch die Feigheit des hinduischen Charakters Europäern gegenüber zu wohl und war daher überzeugt, daß nichts geeigneter seyn würde diese Stürmer zur Ordnung zu weisen, als ein ruhiges und festes Betragen, welches mir aber in diesem Augenblicke gerade fehlte. Indes nahm ich allen übrigen Muth zusammen, ergriff einen Stuhl und setzte mich vor das Haus. Bald waren sie bis ziemlich nahe zu mir vorgedrungen, wo sie ihre Schritte mäßigten; endlich setzten sie, auf Befehl ihrer Anführer, den Todten vor meinen Füßen nieder und machten Halt. Das gab mir Hoffnung, daß die Sache sich zu meinem Vortheil wenden würde und flößte mir Muth ein. Hierauf traten drei oder vier ihrer Anführer mir noch näher und sprachen zu mir in einem nicht gar herzhaften Tone: „Wer hat Euch befugt, Herr, herzukommen um unsere Gebräuche und Ceremonien zu hindern und zu schmähen?“ — „Es handelt sich jetzt nicht darum, sondern vielmehr darum, zu wissen, wer Euch das Recht gegeben habe, wie eine Räuberbande in meinen Garten einzudringen und mein Haus anzufallen. Das ist eine Sache, worüber die Regierung richten wird.“ Hierauf entgegneten sie in einem noch schwankendern Tone: „Der Gouverneur wird Euch nie Befugniß geben Euern Knecht zu schicken, um unsere Procession in Unordnung zu bringen.“ „Das hättet Ihr erst untersuchen sollen,“ versetzte ich, „ehe Ihr mein Haus anfielet. Ihr hättet meinen Knecht ergreifen sollen und ihn fragen, ob ich ihn geschickt habe oder nicht; übrigens wird der Gouverneur die Sache untersuchen und darüber entscheiden; das ist mir genug.“ „Wenn das so ist,“ entgegneten sie, „so thut uns das Vorgefallene leid! Es sind immer die Knechte, die alles verderben. Wenn Sie es dabei beruhen lassen, so wird in Zukunft alles gut gehen.“ Hierauf gaben sie

der Menge Befehl, sich zurück zu ziehen, was sogleich geschah, indem sie den Todten mit forttrugen. Dann kamen die Anführer mir noch näher, offenbar beunruhigt und begierig die Sache freundschaftlich abzumachen. Allein ich zog mich in mein Haus zurück und ließ sie draußen stehen. Nun sahen sie einander an und gingen davon. Ich dachte über die Gefahr nach, der wir so eben entgangen waren, als der Katechist Daniel kam, mir zu sagen, die Einwohner von Satankulam seyen in der größten Angst wegen der Folgen, welche ihr Angriff nach sich ziehen könnte und rieth mir, sie einige Zeit darin zu erhalten und daraus einen Vortheil für die Mission zu ziehen. Als wir uns eben darüber beriethen, sahen wir die Häuptlinge mit einem großen Zuge anlangen; sie brachten ein Geschenk mit und legten es mit dem Ausdrucke tiefster Hochachtung und Unterwerfung zu meinen Füßen, indem sie mich ihren lieben Bruder, den Guru oder Oberpriester, nannten, dessen Weisheit heller als die Sonne strahle; dann beglückwünschten sie sich, daß sie den in ihrer Mitte hätten, dessen Gegenwart die Quelle aller Glückseligkeit sey und fügten noch Tausend andere Schmeicheleien bei, die im Munde der Hindus ohne alle Bedeutung sind. Ich wiederholte, was ich ihnen schon gesagt hatte und zog mich dann zurück ohne ihr Geschenk anzunehmen. Ich hatte ihnen von ganzem Herzen vergeben; allein meine Kenntniß des hinduischen Charakters nöthigte mich so zu handeln, um die Wiederkehr ähnlicher Vorfälle zu verhindern. Sie zogen endlich in großer Verlegenheit wieder ab; aber, wie es die Eingebornen bei solchen Gelegenheiten im Brauch haben, sie machten sich an Leute, die mit der Sache nicht verwickelt waren, um Fürbitte für sie einzulegen. Es wurde nun beschlossen, daß ich das Geschenk annehmen solle, unter der Bedingung jedoch, daß alle diejenigen, die am Angriffe Theil genommen, Hand anlegen und einen guten Weg vom Missionshause bis zur Kirche, eine Entfernung von wenigstens 500 Schritten, machen sollten. Von da an hatten wir nicht die geringste Beunruhigung mehr von ihnen

zu erfahren; im Gegentheil haben sie sich stets mit aller Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen uns betragen. Nicht lange hernach verschaffte uns ein Zufall Gelegenheit ihnen zu beweisen, daß wir ihre Freunde seyen. Es brach in der Oelhändlergasse Feuer aus und legte über 40 Häuser in Asche. Das Feuer griff so rasch um sich, daß man nur wenig retten konnte. Bei solchen Anlässen tritt es besonders deutlich hervor, wie weit der Kastengeist in der Seele der Eingebornen alles Mitgefühl erstickt hat. Der Miss. Müller befand sich damals auch in Satankulam; allein wir konnten nicht fünf Personen zusammenbringen um dem Fortschritte des Feuers zu wehren. Jeder stand vor seinem eigenen Hause und goß einige Eimer Wassers darauf, als es in Flammen stand. Da Miss. Rhenius zu der Zeit eine Summe Geldes für ähnliche Nothfälle zur Verfügung hatte, so gab er mir einen Theil davon und setzte mich dadurch in den Stand, mehreren Unglücklichen, die nicht nur ihre Wohnung, sondern das zu ihrem Unterhalte nothwendigste verloren hatten, rechtzeitige Hülfe zu bringen. Man darf von Seiten eines Heiden auf nicht viel Dankbarkeit zählen; indes erkannten sie doch daraus, daß das Christenthum Nächstenliebe einflöße und fühlten sich dadurch angezogen. Ihm, der uns die Mittel darreichte ihnen dies zu zeigen, sey alle Ehre und Herrlichkeit!

In diese Zeit fällt die Bekehrung des Gnany von Utumalay, so viel mir bekannt der einzige Philosoph der Secte der Gnanam, der das Christenthum angenommen hat. Dieser merkwürdige Mann hatte die Anlagen und Eigenschaften eines wahren Philosophen. Er war ausgezeichnet durch Sanftmuth, Aufrichtigkeit, Ausdauer und ernsthaftes Nachdenken. Die Reichthümer und Ergötzungen dieser Welt schienen keinen Reiz für ihn zu haben. Er war ein Freund der Wahrheit und von Jugend auf hatte er sich auf diejenigen Wissenschaften gelegt, in denen er sie zu finden hoffte. Nachdem er in dieser Absicht einen großen Theil des weiten Feldes indischer Literatur durch-

laufen, fühlte er sich von dem Lichtschimmer der Gnanam-Philosophie und der von ihr versprochenen Glückszustände angezogen. Er gab sich ihr ganz hin. Er verließ die Götzen, die Kaste, führte ein eingezogenes Leben und brachte die ganze Zeit in Betrachtungen über das abstracte Wesen der Gottheit zu, indem er hoffte, auf diese Weise endlich in sie zusammen zu fließen, wie ein Tropfen Wasser mit dem Meere. Fünfzehn Jahre lang beharrte er unausgesetzt in diesem Bestreben, aber alles umsonst; er fühlte sich elender, unruhiger und von seinem Gott entfernter als je; und während seine Landsleute ihm huldigten und in ihm das lichtvolle Abbild der Gottheit selbst bewunderten, fühlte er seine Seele von Finsterniß erfüllt und sein Gewissen zieh die günstige Meinung und die Lobeserhebungen, welche ihm gespendet wurden, der Lüge. Aber der HErr erbarmte sich sein und führte ihn mit einem Christen zusammen, der ihm einen Erlöser verkündigte, durch welchen der Mensch seinem Gott nahe treten kann. Er ergriff diese Wahrheit, die seinem Zustande so trefflich zu entsprechen schien, und ohne sich um die Vorwürfe seiner Landsleute und den Verlust der seiner vermeintlichen Heiligkeit und seiner Philosophie unaufhörlich gebrachten Huldigungen zu bekümmern, ließ er sich noch gründlicher in der Religion des Erlösers unterweisen und zuletzt durch die Taufe in seine Kirche aufnehmen, in welcher er jetzt noch einer von denen ist, die mit Gewißheit bezeugen können, daß die Weisheit dieser Welt vor Gott nur Thorheit sey. Dies ist etwa das Ergebniß aller seiner mühsamen Studien und seiner tiefen Betrachtungen; auch hat ihm seine Philosophie seit seiner Bekehrung nicht den geringsten Nutzen gebracht; im Gegentheil führt sie ihn noch von Zeit zu Zeit von der Einfalt des Glaubens ab, in welchem die Wahrheit und alles wahre Heil ist. Ich bin mit der gegenwärtig in Europa geltenden Philosophie wenig bekannt, aber aus dem Worte Gottes und den Ergebnissen der hinduischen Philosophie, der ich überall begegnete, schöpfe ich die Ueberzeugung, daß jedes mit göttlichen Dingen sich befassende System, das nicht

auf Jesum, den Eckstein, gegründet ist, nicht fester steht als dasjenige des Gnany von Utumalay.

Ungefähr zu derselben Zeit kam der HErr auf die erfreulichste Weise seiner Kirche durch Bekehrung eines ihrer bittersten Feinde zu Hülfe. Der Nadan oder Schulze von Padugapator hatte sich dem Werke des HErrn schon lange mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht widersetzt, um es zu zerstören, und da sein Einfluß sich auf die ganze Umgegend erstreckte, so fehlte es ihm nicht an Mitteln eine große Anzahl der südlichen Gemeinden in die Enge zu treiben. Er wurde von allen Christen für ihren ärgsten Todfeind gehalten. Allein mitten auf seinem Verfolgungswege stand er stille. Ich erinnere mich der Ursachen nicht mehr; aber er ließ uns durch einen Boten melden, daß er nicht nur alle Verfolgung des Evangeliums aufgebe, sondern daß es sein Wunsch sey sich an uns anzuschließen, um demselben Fortgang zu verschaffen. Wir staunten bei dieser Nachricht und wir würden uns unaussprechlich gefreut haben, wenn wir ihr hätten trauen können. Doch nicht lange hernach gab er uns überzeugende Beweise seiner Aufrichtigkeit. Er vereinigte sich mit den von ihm verfolgten Christen, bediente sich seines Einflusses zu ihrem Beistand und Schutz, beschäftigte sich angelegentlich mit dem Worte Gottes und von allen Seiten kamen die Christen uns zu berichten: „der uns verfolgte ist unser Freund und Bruder geworden.“ Diese That der Macht und Liebe Gottes füllte unsere Herzen mit Dankbarkeit und bekräftigte uns im Vertrauen, daß Gott unter allen Umständen die Mittel zu Gebote stehen, seine bedrängte Kirche zu erbauen.

Dritter Abschnitt.

Trennung der Mission. — Vierte Station: Suwisaischapuram. — Merkwürdige Bekehrung. — Stiftung zweier christlicher Gesellschaften durch Eingeborne. — Beispiele von der Predigtweise der Eingebornen. — Jahresfeste der Tractat- und anderer christlicher Gesellschaften. — Erbaulicher Tod eines Mädchens. — Heidnisches Fest zu Tritschendur. — Tod des Miss. Rhenius. — Wiedervereinigung mit der kirchlichen Missionsgesellschaft. — Wohlthätige Folgen derselben. — Gründung zweier neuer Missionsstationen. — Allgemeine Verfolgung. — Bestand der Mission. — Schluß.

Die werdende Kirche des Erlösers in Tinnewelly war im Allgemeinen im wachsenden Wohlstand begriffen, als es dem HErrn gefiel sie mit einer Prüfung heimzusuchen, welche sie, wenn das Werk des HErrn von Menschen abhinge, gänzlich zerstört haben würde. Es hatte sich zwischen Bruder Rhenius und der kirchlichen Missionsgesellschaft ein trauriger Zwiespalt erhoben, der sich von Jahr zu Jahr steigerte und endlich die Trennung der Brüder Rhenius, Müller, Lechler und die meinige von dieser Gesellschaft herbeiführte, wodurch die große und schöne Mission von Tinnewelly sich in zwei Parteien theilte, deren eine sich zu den von der Gesellschaft an unsere Statt gesandten Missionarien hielt, während die andere unter unserer Leitung blieb; und diese Scheidung wurde, wie sich erwarten ließ, der Anlaß zu vielen Verdrießlichkeiten und Unordnungen. Ob nun gleich der HErr in seiner unendlichen Weisheit und Güte aus diesem Uebel wahrhaft Gutes hervorgebracht, indem dadurch eine größere Anzahl Arbeiter in seinen Weinberg gesandt wurde, und sowohl Christen als Heiden erkennen konnten, daß die Missionarien, wenn auch wegen äußerer Formen getrennt, in der Lehre und dem Wesentlichen dennoch Eins sind; so bleibt es doch nicht minder wahr, daß alles was sich während dieser unglücklichen Trennung zugetragen (sie dauerte fast 4 Jahre) bewiesen hat, daß Christen nie sorgfältig genug seyn können, allem auszuweichen, was die brüderliche Liebe stören

und sowohl in der Kirche als in der Mission Spaltungen veranlassen kann. Während dieser vier Jahre hingen wir und unsere Mission von den Gaben ab, welche die Christen in Indien, England, Deutschland und America uns von Zeit zu Zeit zukommen ließen, und der HErr ließ es uns nie am nothwendigen fehlen. Unser Glaube hatte in dieser Zeit allerdings häufige Prüfungen zu bestehen. Es gab Tage wo wir nicht wußten was wir morgen essen würden. Da lernten wir die kurze aber bedeutungsvolle Bitte aussprechen: „Gib uns heute unser täglich Brod," und wir sprachen sie nie umsonst; denn der HErr säumte nie mit seiner Hülfe. Da die Missionsgebäude, die Kirchen und Schulhäuser der Gesellschaft angehörten die wir verlassen, so mußten wir neue errichten. Wir bauten daher ein Missionshaus zu Suwisaischapuram, etwa 13 Stunden südöstlich von Palamcottah, welches die vierte Station der Mission von Tinnewelly wurde; auch errichteten wir Kirchen je nach Bedürfniß und den vorhandenen Mitteln.

Bis daher war der der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß zugehörige Theil der Mission von Bruder Rhenius besorgt worden; jetzt aber sandte diese Gesellschaft die beiden Missionarien Rosen und Irion zu ihrer Leitung. Diese bildeten auch zwei neue Niederlassungen, eine zu Nazareth, die andere zu Mudelur. So waren also 6 Stationen in der Provinz. Diese beiden Missionarien waren in ihrer Arbeit sehr gesegnet. Auch uns erfreute der HErr bald wieder mit einer merkwürdigen Bekehrung. Mutajen von Perumkolam, ein Gelehrter, von hoher Kaste und angesehener Familie, ein Mann von Gaben und großer Rechtschaffenheit, hatte in seiner Jugend die Lehre der Wedanta angenommen und sich mit allem Ernst den Büßungen dieser Philosophie unterzogen. Er verließ sogar das väterliche Haus und nahm seinen Aufenthalt in den Gebirgen, wo er eine Zeit lang ein zurückgezogenes Leben führte; da er aber auch da das gesuchte Glück und den Frieden seiner Seele nicht fand, wonach er schmachtete, so kehrte er nach Hause zurück, ver-

heirathete sich und sehnte sich auch in seinem häuslichen Leben immerfort nach jenem Licht und Gut, das die Welt nicht geben kann. Der, welcher gesagt hat: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seyd," kam ihm entgegen. In seinem 45sten Lebensjahr fiel ihm ein Schriftchen in die Hände. Er las es und las es wieder mit immer wachsender Aufmerksamkeit. Die einfachen Wahrheiten des Evangeliums die es enthielt verbreiteten in seiner Seele ein Licht und einen Frieden, wie er bisher noch keine Ahnung davon gehabt hatte. Er fing mit Erstaunen an inne zu werden, was Gott ist und was wir als gefallene schuldhafte Geschöpfe Ihm gegenüber sind; zugleich aber lernte er auch das Heil kennen, das uns in Christo Jesu bereitet ist. Da jedoch dieses Schriftchen sich auf zahlreiche Stellen der Bibel stützte, die es als göttliche Offenbarung darstellte, so wollte er die Wahrheit an der Quelle schöpfen. Er suchte und erhielt eine Bibel, las sie wieder und wieder, und prüfte sie mit solchem Fleiß und Segen, daß er die Wahrheit erfaßte und in sich aufnahm. Er hatte gar keinen Zweifel mehr, daß der von ihr gewiesene Weg zum wahren Heil führe. Da er mit Recht befürchtete seine Verwandten möchten seiner Bekehrung Hindernisse entgegensetzen, so hatte er noch Niemanden, außer einem Katechisten, zu dem er großes Zutrauen hegte, mit dem was in seiner Seele vorging bekannt gemacht. Als er jedoch zu einer festen Ueberzeugung gelangt war, besuchte er den Miss. Rhenius, der damals jene Gegend besuchte, und bat ihn um Aufnahme in die Kirche durch die heilige Taufe. Br. Rhenius war über diesem Verlangen eines Mannes, den er noch nie gesehen, nicht wenig erstaunt; aber sein Erstaunen wuchs, als Mutajan ihm die Wege des HErrn mit ihm erzählte und in einer langen und strengen Prüfung seine tiefe Kenntniß der Gnade Gottes in Christo Jesu an den Tag legte, ungeachtet er keinen andern Unterricht als den aus der Bibel selbst geschöpften empfangen hatte. Rhenius, der sonst Niemanden zur heiligen Taufe ließ ohne ihn zuvor einer mehr-

monatlichen, ja meistens einer mehrjährigen Probe zu unterwerfen, war so völlig von der Aechtheit seiner Bekehrung überzeugt, daß er ihm auf der Stelle dieses Sacrament angedeihen ließ. Mutajan hat seitdem auch durch seinen Umgang mit den verachteten Gliedern Jesu und durch die Ergebung, womit er um Seines Namens willen so mancherlei Schmach erduldet, bewiesen, daß sein Glaube in der That auf den Fels gegründet war. Er nahm Christen in sein Haus auf, die früher zu den niedrigsten Kasten gehört hatten, ließ sie neben sich sitzen und las und erklärte ihnen das Wort Gottes. Man konnte ihn alle Tage mit der Bibel unter dem Arm spazieren gehen sehen, in Begleitung jener von der Welt verabscheuten Leute, mit denen er sich vertraulich über die großen Heilswahrheiten unterhielt; so wandelte er bis in die benachbarten Dörfer, wo er das Evangelium verkündigte, das sich an ihm als eine Kraft Gottes zur Seligkeit erwiesen. Alle diese Kundgebungen christlicher Liebe waren in den Augen der Großen dieser Welt, denen er angehört hatte, lauter Schande und Gräuel. Es war nur ein Geschrei des Abscheus gegen ihn. Nachdem seine Brüder und Anverwandte sich vergeblich bemüht hatten ihn zu seiner Pflicht, wie sie es nannten, zurückzuführen, sagten sie sich feierlich von ihm los. Seine Gattin verwünschte tausendmal das Schicksal das sie mit einem solchen Besessenen verbunden und verließ ihn zuletzt, so daß ihm endlich nur sein Glaube an die Verheißungen Gottes noch blieb. Da ich besorgte er möchte so vielen Proben am Ende doch unterliegen, so rieth ich ihm eines Tages seine Heimath zu verlassen und sich anderswo niederzulassen; allein er antwortete mir, er thue das nicht, es stehe in der Bibel nirgends geschrieben, fliehet den Teufel, sondern: „widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch.“ Nachdem seine Frau mehr als ein Jahr von ihm abwesend gewesen, kam sie, ich weiß nicht aus welcher Ursache, wieder zurück und fand sich bei ihm ein. Mutajan fragte sie was sie wolle. „Ich habe gehört,“ erwiederte sie, „daß Euch die Haushaltung viel zu schaffen mache, darum bin

ich gekommen sie zu besorgen.“ — „Aber Frau,“ entgegnete er, „du wußtest wie es seyn würde ehe du mich verließest, und dennoch hast du mich verlassen und bist fortgegangen, ich weiß nicht wohin. Sage mir jetzt, was glaubst du für solches Betragen verdient zu haben, und wie meinst du würde ich dich behandeln, wenn ich noch ein Heide wäre? sprich.“ Sie antwortete endlich: „Ihr würdet mich vielleicht fortjagen.“ — „Da hast du ganz recht,“ versetzte er, „und du hättest noch beifügen können, nachdem ich dir obendrein die Bastonade gegeben! Jetzt aber bin ich ein Christ, daher ich keins von beiden thun werde. Geh nun ins Haus und thue deine Pflicht als eine vernünftige Frau, so wirst du sehen, ob das Evangelium die Leute ärger macht; laß dirs aber nimmermehr in Sinn kommen, daß ich um deinetwillen meinem Glauben entsagen werde.“ Von da an lebte er wieder mit seiner Frau, die aber noch durchaus keine Neigung zum Christenthum zeigt, und hat bis auf diesen Tag seinem HErrn gedient. Als er mir erzählte, wie er seine rückkehrende Frau empfangen, setzte er hinzu: „Man muß diesen stolzen heidnischen Frauen zeigen, daß der Christ sich mehr durch Essen desjenigen verunreiniget was sie bereiten, als daß sie sich durch Zubereiten für uns entweihen. Sie sind die Pariah, nicht wir Christen.“

Ungefähr zu derselben Zeit wurden durch eingeborne Christen in Tinnewelly zwei christliche Gesellschaften gestiftet: die eine zur Unterstützung der Witwen und Armen, die andere um in die finstersten nördlichen Theile der Provinz Evangelisten zu senden, und diese wurde die Pilgergesellschaft genannt. Letztere verdankt ihre Entstehung einer Predigt des Br. Rhenius, worin er darthat, daß es eines jeden Christen Pflicht und Vorzug sey, mit seinen Werken den zu ehren, der uns so sehr geliebet und so viel für uns gethan hat. Der Eindruck dieser Predigt ging so tief, daß beim Herausgehen aus der Kirche sich viele Zuhörer vereinigten und eine Gesellschaft für besagten Zweck bildeten. Sie haben seitdem zwei eingeborne Christen als Friedensboten abordnen können, die das Glück hatten die

Heilskunde einer großen Zahl von Städten und Dörfern des Nordens zu bringen, wo sie noch unbekannt war. Diese von eingebornen Christen gestifteten wohlthätigen Gesellschaften haben viel dazu beigetragen, den Heiden das Christenthum zu empfehlen, da sie doch nicht umhin können die brüderliche Liebe zu bewundern, die eine so große Anzahl Personen für so edle Zwecke vereinigt. Es findet sich unter ihnen nichts dergleichen. Die genaue Bekanntschaft der eingebornen Christen mit dem sittlichen Zustand, den Neigungen, Gewohnheiten und Vorurtheilen ihrer Landsleute gewährt ihnen einen großen Vortheil vor europäischen Arbeitern und setzt sie in den Stand ihnen die Wahrheit eindrücklicher vorzutragen. Als ich einst auf der Reise vor einem unserer Bethäuser ausruhte, bemerkte ich den mich begleitenden Katechisten in einem sehr lebhaften Gespräch mit einem Heiden, der ganz entschlossen schien seine schlechte Sache zu vertheidigen und den Christen zuletzt mit hochfahrender Miene durch die Frage zu überwinden hoffte: „Sind wir nicht eben so gut mit Vernunft begabt wie Ihr? seyd Ihr uns in irgend etwas überlegen? wie sollte Euch denn diese der unserigen so überlegene Kenntniß der Gottheit geworden seyn?“ Hierauf erwiederte der Christ: „Sechs blindgeborne Menschen wollten einen Elephanten beschreiben. Einer hatte seinen Rüssel befühlt und sagte, der Elephant gleiche einem dicken Ankertau; der andere hatte seine Seite betastet und meinte er sey einer Mauer ähnlich; der dritte hatte einen seiner Hauzähne ergriffen und behauptete er sehe einem Bengel gleich; der vierte sein Ohr, und beschrieb ihn als einen Fächer; der fünfte packte seinen Schwanz und sagte er sey einem Pinsel ähnlich; der sechste endlich hatte sein Bein umfaßt und behauptete er sey einer Säule gleich. Sagt mir nun, warum vermochte keiner von ihnen eine richtige Beschreibung des Thieres zu geben?“ — „Nun,“ versetzte der Heide, „weil sie alle blind geboren waren.“ „Ihr habt Eure Frage selbst beantwortet,“ entgegnete der Christ; „alle Menschen sind in geistlicher Blindheit geboren; aber wir haben Gott

gebeten, und Er hat uns die Augen unseres Verstandes geöffnet, daher erkennen wir Ihn jetzt; Euere aber hat Er nicht geöffnet und darum kennet Ihr Ihn nicht. Macht es wie wir, bittet Gott darum, so wird Er auch Euere Augen öffnen und Ihr werdet von Ihm alles erlernen was zu Euerem ewigen Heil nothwendig ist." Ein anderer Christ, David Andakarai, der das Wesentliche des Christenthums kannte, aber kaum mehr, verkündigte seinen heidnischen Landsleuten und jedem der ihn anhören wollte Christum mit großem Eifer. Als er eines Tages eben in diesem guten Werke thätig war, kam einer der Secretäre des Fasildar (ein indischer Civilbeamte) dazu und rief ihm zu: „Du Schwätzer, warum glaubst du, daß die Religion die du jetzt bekennest vor der, die du verworfen, den Vorzug verdiene?" — „Wenn man Ihnen," versetzte der Christ, „zwei verschiedene Gerichte vorsetzte, wie könnten Sie wissen, welches das bessere sey?" — „Ich müßte beide kosten, nicht wahr?" — „Recht, auf dieselbe Weise weiß auch ich nun, daß die christliche Religion besser ist als die heidnische. Ich habe beide Gerichte gekostet. Ich war ein Götzendiener und fand mich elend dabei; mein Leib und meine Seele gingen zu Grunde; ich hatte keinen innern Frieden. Ich nahm die christliche Religion an und bin nun glücklich. Kosten Sie auch beide Gerichte, mein Herr, so werden Sie selbst urtheilen können, welches das bessere sey."

Um die brüderliche Liebe unter den Christen der verschiedenen Heerden immer fester zu knüpfen, um ihren Eifer in der Uebung guter Werke zu beleben und zu leiten, und um überhaupt die Sache des Reiches Gottes möglichst zu fördern, hatten die Brüder Rhenius und Schmid schon um's Jahr 1827 ein Jahresfest der Tractatgesellschaft angeordnet, zu dessen Feier sich alle Katechisten, Schullehrer, Kirchenältesten und andere Christen jährlich nach Palamcottah begaben. Während dieses Festes, das auf den 2. Januar festgesetzt war, las man den Bericht der Gesellschaft; auch wurden mehrere Reden entweder von den Ka-

techisten, oder auch den Aeltesten gehalten, theils um die geistlichen Bedürfnisse der verschiedenen Districte der Provinz darzulegen, theils um Theilnahme zu erwecken. Darauf wurde Gott Dank gebracht, man flehte um den Beistand seines heiligen Geistes und sammelte die Gaben, die unter dem Segen Gottes zur Beförderung seiner Sache dienen sollten. Die Feier schloß mit einer Conferenz, in der man nach gepflogenen Berathungen die zur Erreichung des edeln Zweckes der Gesellschaft für gut gehaltenen Maßregeln faßte. Diese Jahresfeste wurden von Jahr zu Jahr wichtiger. An die Tractatgesellschaft schloßen sich, wie wir bereits gesehen, nach und nach die philanthropische Gesellschaft, die Gesellschaft für Unterstützung der Witwen und Waisen, und endlich die Pilgergesellschaft an, deren Jahresfeste ebenfalls begangen wurden; welche Feste dann jedesmal drei ganze Tage einnahmen. Die Zahl der von den verschiedenen Heerden sich dazu einfindenden Christen war so groß, daß die große Kirche in Palamcottah nicht alle fassen konnte. Es waren dies Tage der Freude, aber der Freude im HErrn, in denen man sich die großen Thaten erzählte, die Er in seiner Kirche und unter den Heiden gewirkt. Einfache, aber in den Wegen des HErrn weise gewordene Hinduchristen erbauten uns da oft durch ihre Reden, in denen nicht selten erhabene Züge von Beredsamkeit vorkamen. Einer äußerte in Bezug auf die Prüfungen denen die Christen unterworfen waren: „Allerdings hatte unsere werdende Kirche im verflossenen Jahre durch viele Prüfungen zu gehen; einige unserer Kirchen sind verbrannt und unserer mehrere mißhandelt und vertrieben worden; allein, fürchten wir die nicht, die nur den Leib tödten können. Und was sind übrigens die Trübsale für den wahren Christen? sie sind gleich den brausenden Meereswogen, die sich mit Getös und gefahrdrohend dem am Ufer sie betrachtenden Zuschauer nahen, ihn aber nur begrüßen, dann zurückweichen und im aufgeregten Ocean sich verlieren.

Der erbauliche Tod der jungen S a n d a i, der um

diese Zeit sich ereignete, ist unserer Aufmerksamkeit werth. Sie war von ihrer Großmutter, einer sehr bigotten Katholikin erzogen worden. In ihrem neunten Jahr wurde sie von einigen ihrer Verwandten, die selbst Protestanten geworden waren, in unsere Töchterschule geschickt, um sie den römischen Irrthümern zu entreißen. Sie war von liebenswürdiger, einnehmender Art; allein so lange sie noch ohne Buße einherging, behielt sie die unglückliche Neigung ihrer Landsleute zum Aberglauben, zur Verstellung und Lüge. Es gefiel jedoch dem HErrn, den Unterricht seines Wortes an ihr zu segnen und ihr Herz zu rühren. Sie erkannte sich als Sünderin, suchte den HErrn, fand Gnade und Barmherzigkeit, und die in ihr gewirkte Veränderung gab sich auch äußerlich durch wahrhaft christliche Werke kund. Sie war über ihren Wandel so wachsam geworden, daß ihre geringsten Fehler ihr Schmerzen machten und sie allen Schein des Bösen sorgfältig vermied. Das Wort Gottes war ihrer Seele süßer als Honig; das ersah man deutlich aus der Angelegenheit mit der sie jede Gelegenheit es zu hören aufsuchte. Wir erinnern uns nicht seit ihrer Bekehrung eine einzige Handlung an ihr wahrgenommen zu haben, die man als Sünde bezeichnen könnte, und doch war sie beständig um uns. Nachdem sie fünf Jahre in unserer Schule zugebracht, bekam sie einen heftigen Anfall von Schwindsucht. Da wir glaubten ein Aufenthalt in ihrer Heimath möchte ihr gut thun, so ließen wir sie zu ihrer Großmutter zurückbringen; allein sie kehrte bald noch ganz leidend zu uns zurück, indem sie bemerkte, sie befinde sich da gar viel besser, wo sie dem HErrn in aller Freiheit dienen könne. Die vierzehn Tage, die sie hierauf in unserer Mitte verbrachte, machten auf die Töchter unserer Schule, mit denen sie besonders innig verbunden war, einen heilsamen Eindruck. Sie war mager und eingefallen, aber auf ihrem Gesicht ruhte der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Ihr Blick hatte etwas himmlisches und es schien als lebte sie schon da, wo ihr Schatz war. Es war deutlich, daß ihre letzte Stunde herannahte und als ihre

Verwandten von ihrem Zustande unterrichtet worden waren, brachten sie sie in ihr Dorf zurück, wo sie die Augenblicke, in denen sie noch zu sprechen im Stande war, dazu benützte, den andern das Glück zu rühmen, das sie in ihrem Erlöser genoß, und diejenigen ihrer Verwandten, die noch an den Irrthümern ihrer Kirche hingen, zu ermahnen Jesum als ihren einzigen Mittler und Erlöser anzurufen. So gestimmt und zubereitet flog ihre erlöste Seele dahin, wo sich ihr Schatz befand. Seht da eines Christen Tod. Der Heide stirbt immer entweder in der Verstockung oder in Verzweiflung. Junge Töchter! die ihr euch den Vergnügungen dieser Welt ergebt, ohne euch um die Zukunft eurer unsterblichen Seelen zu bekümmern, was haltet Ihr von dem Leben und Sterben der jungen Sandai an der Küste von Koromandel? Habt ihr das gute Theil erwählet, das nicht von euch genommen werden wird? Wo hatte sie es erwählt?

Im Laufe des Jahres 1837 begab ich mich nach Tritschendur, um als christlicher Missionar an dem dortigen Feste Theil zu nehmen. Tritschendur ist eine ziemlich große Stadt am Meere gelegen und namentlich durch eine prachtvolle, dem Götzen Subramanien, Sohn des Schiwen, gewidmete Pagode berühmt, sowie durch das zu Ehren dieses Götzen jährlich gefeierte Fest, wozu sich jedesmal über 100,000 Verehrer aus den verschiedenen Gegenden Indiens einfinden. Nie zuvor und nachher nie habe ich das Heidenthum in so scheußlicher Gestalt gesehen. Glänzende Ceremonien, sonderbare und fürchterliche Figuren, unzüchtige Darstellungen, pomphafte Processionen von lärmender Musik und Tänzern leicht wie der Wind, begleitet, Selbstpeinigungen, die alles menschliche Gefühl empören: das waren die Schauspiele, die unter einem Getümmel unzähliger Verehrer sich allenthalben meinen Blicken darboten und meine Seele mit den schmerzlichsten Gefühlen erfüllten. Ja, hier ist es, wo die Macht der Finsterniß am hellen Tage ihre Geheimnisse der Gottlosigkeit zur Schau stellt. Noch ehe ich die Stadt betre-

ten, zog eine große Menge Menschen, die einer Pagode zugingen und unterwegs die Ceremonie, Angrapratischtanam genannt, verrichteten, meine Aufmerksamkeit auf sich. Diese Leute streckten sich auf den Boden hin, mit dem Gesichte in den Staub und die Arme nach oben gestreckt, und nachdem sie über ihrem Kopfe eine Linie in den Staub gezogen, erhoben sie sich, gingen bis an die Linie vorwärts und streckten sich wieder auf gleiche Weise nieder; so setzten sie ihren Weg mühsam und langsam fort, bis sie bei der Pagode anlangten, um die sie, auf angezeigte Weise, zehnmal herumzogen. Es gibt derer, welche geloben, in dieser Weise Wallfahrten von mehreren hundert Stunden zu machen. Mit dieser Ceremonie bezwecken sie, sich die Gunst des Götzen zu irgend einer besondern Absicht zu erwerben, oder ihm für Gewährung einer solchen zu danken. Doch sah ich erst bei der Pagode selbst das Heidenthum und seine Weise in seiner gräßlichsten Fülle. Der dieses große Gebäude umgebende Platz bot allenthalben Schauspiele dar, die ganz geeignet waren die menschliche Natur zu erschüttern. Hier lag ein Sanjassi ganz nackt auf einem Dornenhaufen ausgestreckt. Dort kündigte ein lebendig Vergrabener seine Gegenwart nur durch eine aus der Erde hervorragende Hand an, die er dann und wann bewegte. Ein Dritter übertraf diesen noch, indem er bis an die Hüften, den Kopf abwärts, vergraben war und nur die ganz nackten Beine über die Erde emporragten. Wie er in solcher Lage athmen konnte, ist mir unmöglich zu verstehen. Wieder ein anderer tanzte mit einem Gefäße voll glühender Kohlen auf dem Kopf, wie ein Wahnsinniger. Der Anstand gebietet mir über die noch näher bei der Pagode sich darbietenden Unzuchtsscenen den Schleier zu werfen. Während dieser Feste und in Gegenwart des Götzen hält sich der Hindu nicht mehr an die von seiner Kaste vorgeschriebenen Regeln und er gibt sich ohne die geringste Sorge allen Eingebungen seines verderbten Herzens hin, wozu ihn auch die Schastra durch Stellen wie diese berechtigt: „Vor Gott ist kein Unterschied der Kaste oder

des Geschlechts." (Denn Tschadi [Kaste] heißt in der Hindusprache sowohl Kaste als Geschlecht.) Ueberall nichts als Verwirrung, Unordnung und Ausschweifung. In nichts zeigt sich die Finsterniß und die Abirrung des menschlichen Verstandes deutlicher, als in den Meinungen, welche die der göttlichen Offenbarung beraubten Nationen von der Herablassung ihrer Götter in Bewilligung und Begünstigung der Sünde hegen. Unter den zahlreichen an diesen Festen beständig auf einander folgenden Schauspielen sind die Processionen wohl die imposantesten. Der häßlich gestaltete aber prächtig gekleidete Götze von Menschengröße sitzt auf einem prachtvollen Throne, der auf einem nicht minder prachtvollen, von zehn Menschen getragenen Palankin ruht. Die Brahminen, welche zu gleicher Zeit die Priester und Stellvertreter der Gottheit sind, bilden seine Ehrenwache, vor der die Musicanten hergehen. An der Spitze der Procession schreiten langsamen Schrittes die Elephanten der Pagode mit rothen Tüchern bedeckt und prächtig geschmückt einher. Ein zahlloser Haufe Menschen folgt dann im Zuge.

Ich hatte meine Wohnung ganz nahe bei der Stadt im Hause eines Engländers, der es mir für diese Gelegenheit überließ. Hier verbrachte ich einige Tage in Verbreitung von Schriften und in Gesprächen über religiöse Gegenstände mit Besuchenden, und so war ich ohne Unterlaß bis spät in die Nacht beschäftigt. Auch verkündigte ich in den Gassen von Tritschendur zweimal, zu Pferde sitzend, den der in die Welt gekommen ist, um das Licht der Völker zu seyn. Kein Diener des Wortes Gottes hatte je eine zahlreichere Zuhörerschaft: ich konnte ihr kein Ende absehen. Durch diese verschiedenen Mittel vernahmen viele Tausende von Heiden die Kunde des Evangeliums.

Wir sind nun zu einem Ereigniß gelangt, das die ganze Mission in Trauer versetzte und sehr bedeutende Folgen hatte. Nach achtzehnjähriger Arbeit im Werke des HErrn in Tinnewelly starb im Juni 1838 der liebe Bruder Rhenius und hinterließ eine Frau, sechs Kinder,

drei Mitarbeiter und Tausende von eingebornen Christen, um seinen Verlust zu betrauern. Er starb nach einer nur monatlangen aber sehr schwächenden Krankheit, die mit einem Schlagfluß endigte. Den Tag vor seinem Ende bat er noch, man möchte wie gewöhnlich das Abendgebet verrichten und als man ihm bemerkte, er sey zu schwach, erwiederte er, so möchte man denn wenigstens den 23sten Psalm lesen; als das geschehen war, sagte er: „Wir wollen uns nicht trennen ohne den HErrn durch ein Lied gepriesen zu haben und fing darauf selbst einen Vers aus einem englischen Lied zu singen an, das mit den Worten anfängt: „Lasset uns den HErrn loben, von dem aller Segen kommt." Am folgenden Tage war er etwa eine Stunde lang unmittelbar vor seinem Abschied im Delirium, während dessen man aus seinen abgebrochenen Reden wahrnehmen konnte, daß Kämpfe um die Mission und das Gefühl des Friedens Gottes sich rasch in seiner Seele ablösten. Die Worte die ich unterscheiden konnte und deren ich mich noch erinnere waren folgende. Zu seiner weinenden Gattin sprach er: „Geduld, Geduld!" dann: „was, unsere Capellen verbrennen! ach gütiger Gott!" Er verschied ohne schwere Kämpfe. Bei der Nachricht seines Todes, die sich schnell in der ganzen Provinz verbreitete, sah man von allen Seiten Katechisten, Schullehrer und andere eingeborne Christen anlangen, ja selbst Heiden einzeln und truppenweise, deren Geschrei und Schluchzen nicht sehr geeignet war uns zu trösten. Was sollten wir sagen? wie sollten wir sie trösten? Am Tage nach seinem Tode hatte seine Beerdigung statt. Alle Offiziere und Beamten der Station, die Missionarien der Provinz, eine fast unzählige Schaar eingeborner Christen und mehrere Heiden wohnten bei. Jetzt ruht dieser liebe Bruder von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach. Ich will nicht lange beim Charakter und Leben dieses Dieners Christi stehen bleiben. Die Früchte preisen seine Arbeit, und seine Arbeiten preisen seinen Charakter. *

* Eine ausführlichere Lebensbeschreibung dieses ausgezeichneten Missionars wird im folgenden Heft gegeben werden.

Sein Tod ließ seine Mitarbeiter in sehr schwierigen Umständen zurück. Br. Lechler hatte sich genöthigt gesehen wegen Kränklichkeit uns zu verlassen; so daß das Gewicht dieser für unsere vereinten Kräfte schon allzugroßen Mission ganz nur auf Br. Müller und mir lag. Die stattgehabte Trennung war noch stets die Quelle mancher Unordnungen und Unannehmlichkeiten; und mehrere Freunde, die bisher unsere Sache unterstützten, schienen geneigt sich davon zurückzuziehen und riethen uns zum Anschluß an eine Gesellschaft. Diese und viele andere Umstände ließen uns befürchten, daß wir die Mission nicht lange mehr auf dem bisherigen Fuß würden erhalten können und wir dachten daher ernstlich auf die geeignetsten Mittel, ihr die nöthige Sicherheit und Festigkeit zu geben. Nach einigen Monaten schmerzlichen Bedenkens und Hin- und Herrathens traten wir in Unterhandlung mit der Committee von Madras und das Ergebniß davon war, daß zuerst ich und meine Mission, und einige Zeit hernach Müller und seine Mission, sich wieder unter die Leitung der kirchlichen Missionsgesellschaft stellten. Durch diesen Anschluß erhielt unsere Mission wieder die ihr abgegangene Unterstützung und die Spaltungen hörten auf; auch haben wir seitdem mit den Missionarien der kirchlichen Missionsgesellschaft in Tinnewelly in den freundschaftlichsten Verhältnissen gelebt. Die Zahl der Christen hat auch noch bedeutend zugenommen und die Mission hatte in jeder Hinsicht ein solches Gedeihen, daß wir nicht anders als glauben können, der HErr habe an unserer Wiedervereinigung Wohlgefallen gehabt. Während der Zeit der Trennung schloßen sich wenigstens 4000 Seelen an die Kirche an und seitdem hat das Werk sich mehr und mehr ausgedehnt und befestigt. Der Norden der Provinz, der bis gegen das Jahr 1830 so viel als unfruchtbar gewesen, brachte zu jener Zeit dem Evangelio schöne Früchte, ohne jedoch nachgehends weitere Fortschritte zu machen; jetzt aber hatte eine neue Erweckung statt und wenigstens 1300 Seelen bekannten sich binnen eines sehr kurzen Zeitraums zum Evangelio. Im Südosten war der Erfolg noch

auffallender. Dort schlossen sich im District des Missionars Thomas innerhalb weniger als einem Jahr an 3000 Seelen an die Kirche an. Nahe an 1000 Katholiken entsagten zugleich den Irrthümern ihrer Kirche, bekannten sich zum einfachen Evangelium und vereinigten sich mit uns. Die Zahl der römischen Katholiken in Indien beläuft sich wenigstens auf 200,000, von denen 26,000 auf die Provinz Tinnewelly kommen; allein es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß sie kaum besser als die Heiden sind: sie haben kaum mehr Kenntniß des Evangeliums und sind fast eben so abergläubisch und ausgeartet als sie. Indes wußten ihre Missionarien ihnen den ihrer Brüderschaft eigenen Geist der Unduldsamkeit und Verfolgung einzuflößen. Der eben erwähnte gute Erfolg veranlaßte unsere Gesellschaft zwei neue Missionsstationen zu gründen: die eine zu Maignanapuram im Südosten, die andere zu Nallur im Norden. Somit zählt die Provinz acht Missionsstationen. Im Süden und Osten hatte die Mission ihren gewöhnlichen Fortgang.

Ein unterdessen aufgekommener Gebrauch führte jedoch ein Ungewitter herbei, dessen plötzlicher Ausbruch der Mission gänzlichen Untergang drohte. Bis jetzt hatte der Fortschritt des Evangeliums nur theilweise Widerstand und Verfolgungen hervorgerufen. Eine große Zahl seiner Feinde konnte sich nicht denken, daß eine den Neigungen und Sitten der Hindus so widersprechende Religion je eine große Bedeutung erlangen könnte und glaubten daher es mit Verachtung behandeln und die Sorge es von ihrem Dorf oder Gebiet abzuhalten denen überlassen zu können, die sich darüber zu beklagen hätten. Als sie aber seine immer raschern Fortschritte gewahrten und wie selbst mehrere Pagoden in Tempel des lebendigen Gottes verwandelt wurden; wie im Süden nur noch wenige Dörfer wären, die noch keine Anhänger des Evangeliums zählten; wie selbst viele hochbegabte und einflußreiche Männer sich dazu bekannten oder sich doch ihm günstig erklärten; wie sogar einige Philosophen sich laut zu dessen Gunsten ausgesprochen:

da erwachten sie aus ihrem Schlummer und kamen endlich in einer zu Tritschendur, dem Hauptsitz des Götzendienstes in der Provinz, gehaltenen langen Rathsversammlung überein alle ihre Kräfte zusammen zu nehmen um sich dem Evangelio zu widersetzen und es in der Provinz wo möglich zu vertilgen. Es bedurfte wirklich eines sehr mächtigen Beweggrunds um selbst Brahminen dahin zu bringen sich mit Marrawers und Schanaars zu verbinden. Sie nannten die so gestiftete Gesellschaft die Aschengesellschaft (Wibudisangum) und verbanden sich die Christen in der ganzen Provinz zu zwingen ihre Stirne mit heiliger Asche zu bedecken. Die Asche war nämlich nach der Schastra das Kennzeichen der Götzendiener, das die Christen folglich verabscheuen mußten. Sie griffen in dieser ruchlosen Absicht zu den verwegensten Mitteln; sie rechneten dabei auf die Unthätigkeit der englischen Politik, indem sie wußten, daß der Gallion, der damals die Provinz regierte, sich nichts darum annehmen würde. Es begann jetzt eine neue Verfolgung, die über ein Jahr dauerte und die Geduld und den Glauben der Christen auf eine harte Probe stellte. Die Heiden rotteten sich zu Hunderten zusammen, mißhandelten die Christen, drangen in ihre Kirchen, wenn sie zum Gottesdienst darin versammelt waren, nöthigten sie zur Flucht, beschimpften, schlugen, plünderten, brannten nieder, und rieben vor allem die Stirne derer, die in ihre Hände fielen, mit Asche. Es war eine Zeit, wo die Christen sich nicht mehr durften auf den Messen sehen lassen und weder kaufen noch verkaufen konnten. Sie fürchteten sich sogar ihre Häuser zu verlassen um ihren Geschäften nachzugehen. Namentlich bei Nazareth verfolgte man sie gleich wilden Thieren. Man brachte vor die untern Behörden, die immer heidnisch sind, falsche Anklagen gegen sie, und diese entließen sie nur nach Bezahlung schwerer Bußen. Es half wenig von da an die höhern englischen Behörden zu appelliren, welche durch den Vertrag der Compagnie verpflichtet waren das Heidenthum als Landes-Religion anzuerkennen und zu unter-

stützen; und ihre Umgebung gestattete den Christen nie vor sie zu kommen, außer in der nachtheiligen Stellung von Abtrünnigen; sowie auch die Wahrheit fast nie unentstellt zu ihnen gelangen kann. Eine Begebenheit, von der ich Augenzeuge war, wird zeigen wie weit die Feinde ihre Frechheit trieben, und wie wenig Schutz die Christen von der Regierung genossen. Bei meinem Besuch bei der Gemeinde zu Kallattikanaru fand ich dieselbe in der größten Verwirrung. Einige Tage zuvor, als die Männer des Dorfes eben an ihrer Arbeit waren, waren vier Peons (eingeborne Policeidiener) nebst einigen Narrawers (Feldwächter) eingetreten, hatten allerlei Unordnungen angerichtet, achtzehn Frauen weggeführt und nach Kaitar gebracht, wo sie in der Pagode gefangen gehalten wurden; einige dieser Frauen waren mit Gewalt von ihren Kindern getrennt worden, die sie säugten, und folglich im größten Elend zurücklassen mußten. Ich konnte eine solche Grausamkeit gar nicht glauben; um jedoch auf den Grund der Sache zu kommen begab ich mich Tags darauf nach Kaitar, wo ich mit meinen Augen sah, was ich aus Achtung für die Menschheit nicht glauben wollte. Als ich bei der Pagode ankam, öffnete sie der Wache habende Peon, offenbar verlegen, und ließ die vor Schrecken halbtodten Weiber herauskommen. Ich suchte sie zu trösten und rieth ihnen nach Hause zurück zu eilen. Dann wandte ich mich an den Peon und sprach zu ihm: „Du Taugenichts, wer hat dir das Recht gegeben diese Frauen hier einzusperren? machst du also von der dir anvertrauten kleinen Macht Gebrauch?“ Er erwiederte mit ziemlich verlegener Stimme: „Man hat ihnen nichts zu Leide gethan. Das nach Madras ziehende Regiment von Palamcottah soll in wenigen Tagen hier durchkommen und die Männer sollen sich mit ihren Ochsen hieher begeben um die Bagage zu tragen; da sie nun den Befehlen nicht gerne gehorchen, so sahen wir uns genöthigt ihre Frauen, zur Versicherung daß sie nicht fehlen, hieher zu bringen.“ Hierauf ging er fort indem er zu den Frauen sagte, sie möchten jetzt nur nach Hause gehen. Die Peons

waren ohne Zweifel von den Christenfeinden durch Belohnungen zu solcher Handlung bewogen worden. Ich rieth den Christen ihre Beschwerden vor den Collector (Gouverneur) zu bringen, was sie auch zu thun versuchten. Sie fanden sich fast einen Monat lang beständig an der Thüre seines Geschäftszimmers ein um ihre Bittschrift zu überreichen; allein unsere Widersacher hatten den Collector so mit ihren Vertrauten umgeben, daß keine Möglichkeit zu ihm zu gelangen für sie da war und sie mußten sich's gefallen lassen ohne nur gehört zu werden von ihrem Recht abzustehen; und da dieser Collector den Missionarien verboten hatte ihm zu Gunsten der Christen zu schreiben, so war ich außer Stand etwas für sie zu thun.

Dieser Verfolgung wurde endlich durch einen Vorfall ein Ende gesetzt, an welchem die Regierung die Wuth der Heiden und die Nothwendigkeit erkennen mußte mit Nachdruck einzuschreiten. Ein Idajen (Hirte) erhing sich am Dach seines Hauses in Folge einiger Unannehmlichkeiten, die ihm wegen seiner Kaste zugestoßen waren. Die Feinde gedachten aus diesem Umstand einen Vortheil gegen die Christen zu ziehen und hingen ihn vor einer ihrer Capellen in der Nachbarschaft auf, bestellten falsche Zeugen und nachdem sie alles, was den Erfolg ihres ruchlosen Unternehmens sichern konnte, eingeleitet hatten, beschuldigten sie mehrere unsrer Christen und unter ihnen einen unsrer würdigsten Katechisten, vor dem Richter, die Urheber dieses Verbrechens zu seyn. Die vom Richter mit großer Treue geführte Untersuchung überzeugte ihn von der völligen Unschuld der Christen, und daß die auf sie gebrachte Beschuldigung nichts als eine boshafte Verschwörung gegen ihr Leben war. Er strafte auch die falschen Ankläger musterhaft: vier von ihnen wurden auf sechs Jahre des Landes verwiesen und die andern für längere oder kürzere Zeit zur Strafarbeit verurtheilt. Diese Handlung der Gerechtigkeit brachte die Aschengesellschaft ganz aus der Fassung, sie zertrennte sich, verlor ihre Kraft, und ging zuletzt ein, jedoch nicht ohne sich einigen Gelingens erfreut zu haben.

Es war ihr gelungen, Tausende von Christen ein ganzes Jahr lang zu quälen und etwa 2000 noch unbefestigte zu einer wenigstens augenblicklichen Verleugnung des Christenthums zu zwingen; dabei gereichte es uns jedoch zu großer Freude und Aufmunterung, daß während der ganzen Verfolgung von den Getauften, deren Zahl ungefähr 15000 betragen mag, nicht zehn wankend wurden und keiner fiel ohne wieder aufzustehen. Alle Andern bekannten laut und zu jeder Zeit die Religion, in der sie zu leben und zu sterben gelobten. Wenn nur dieses offene Bekenntniß auch immer von der Duldung und Mäßigung begleitet gewesen wäre, die ihm bei denen die draußen sind so sehr zur Empfehlung dienen; daran fehlte es aber gar oft. Mehrere Christen ließen sich durch das ihnen widerfahrene Unrecht verleiten Schimpf mit Schimpf zu erwiedern. In einigen Districten traten sie zu Hunderten zusammen, um Gewalt mit Gewalt abzuwehren; indes waren unsere Ermahnungen meist hinreichend um sie zur Pflicht zurück zu führen und in einer christlichen Fassung zu erhalten. Viele von ihnen kämpften auch wirklich zur Ehre des HErrn mit den des Evangeliums allein würdigen Waffen. Hier von mehreren nur folgende Beispiele: Im Zemindargebiet Elajerumpanai wohnten zwei christliche Familien, die uns durch ihre aufrichtige Liebe zum Evangelio immer erbaut hatten. Der Zemindar, dem sie zugehörten, wollte sie zur Entsagung des Christenthums zwingen und entzog ihnen in der Absicht auf einmal alle Mittel zu ihrer Erhaltung, wodurch sie sammt ihren Familien in das größte Elend versetzt wurden. In dieser Noth sprachen diese Unglücklichen zum Katechisten: „Was sollen wir thun? wir haben drei Wege vor uns aus dieser Prüfung heraus zu kommen: entweder Hungers sterben, oder dem Christenthum entsagen, oder gegen den Zemindar Klage zu führen. Allein unser Christenbekenntniß lehrt uns alle drei zu meiden. Der Heiland zeigt uns einen andern Weg, er sagt uns im Evangelio: Wenn man euch an einem Ort verfolgt, so fliehet an einen andern; lasset uns dieser Anleitung Folge leisten. Sie

verließen also ihren Geburtsort und da unsre Christendörfer ihnen die Mittel zur Betreibung ihres Handwerks nicht darboten, so wandten sie sich gegen Nord-Westen ohne zu wissen wo bleiben, und wir verloren sie ganz aus dem Gesicht. Etwa fünf Monate später erhielten wir Nachricht sie hätten sich in Kattur, einem Dorfe an der Grenze der Provinz Diudigal, niedergelassen; Gott hätte sie in ihrer Verbannung gesegnet und ihnen reichliche Unterhaltsmittel angewiesen, zudem auch drei Familien durch ihre Vermittlung zu Seiner Erkenntniß gebracht. Diese Nachricht machte uns große Freude. Ich besuchte nachgehens einmal die kleine Gemeinde in Kattur, und fand mich sehr befriedigt. Die Handlung der Witwe von Wadijur verdient auch der Anerkennung. Als wir an diesem Orte eine kleine Capelle erbauten, schickte der Zemindar seine Boten hin, welche die Christen beschimpften und die Arbeit unterbrachen. Hierauf versammelten sich die Christen, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen, konnten aber zu keinem Verständniß kommen. Die Einen riethen vor Gericht zu gehen, die Andern man soll sich in Masse versammeln und die Capelle trotz des Zemindar's fertig bauen. Jetzt trat eine mit dem Geiste des Evangeliums wohl vertraute Witwe ins Mittel und sprach: „Warum doch streiten mit dem Zemindar, er ist ja viel zu mächtig; aber der HErr ist noch mächtiger als er und Er will, daß wir eine Capelle haben; nun verbietet uns aber der Zemindar sie zu bauen. Um nun allen zu entsprechen gebe ich mein Haus, das groß genug ist, zum Dienst des HErrn her und ich will bei meiner Schwester wohnen. Der HErr wird uns zum Bau unserer Capelle günstigere Zeiten schicken." Alle verwunderten sich über diese Weisheit und christliche Großmuth. Man nahm ihr Anerbieten an und ihr Haus war sechs Monate lang das Bethel von Wadijur. — Die Christen des Zemindar-Gebietes Utumalay, wo die Verfolgung heftig war, gaben ebenfalls sehr erfreuliche Proben ihrer Liebe zum Evangelio und bewiesen überhaupt, daß ein guter Geist sie beseelte. Eines Tages traten vom Ze-

mindar gesandt etwa 60 bewaffnete Männer in die Capelle, wo die Christen gerade zum Genuß des Abendmahls versammelt waren. Sie schlugen drein, zerstreuten sie und mißhandelten alle, deren sie habhaft werden konnten. Ein Greis wurde für todt auf der Stelle gelassen und wird sich wohl nie von den Hieben erholen, die er da erhielt. Allein die Christen dieser Gegend, obgleich sehr zahlreich, nahmen nie zu einem schlechten Mittel Zuflucht, um sich gegen die Angriffe ihrer Feinde zu sichern oder sie abzutreiben und alle Verfolgungen, die sie zu leiden hatten, dienten nur dazu die Bande ihrer Einigkeit noch fester zu ziehen. Keiner von ihnen verließ das Evangelium. Die Verfolgung, von welcher ich eben Meldung gethan, hat in den Jahren 1840 und 1841 statt gehabt.

Als ich im Jahr 1842 Indien verließ war die Ruhe hergestellt und es ging alles in seinem gewöhnlichen Gang. Die kirchliche Missionsgesellschaft und die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß zählten zu der Zeit in der Provinz Tinnewelly:

Missionarien		11
Missions-Stationen		10
Gemeinden, deren jede von einem Katechisten geleitet wird		300
Christen, über		32,000
worunter Getaufte	14,000	
Taufcandidaten	18,000	
Schulen, etwa		120
Schüler und Schülerinen, über		5000

Die kurze, gar unvollkommene, aber wahre Darstellung des Heidenthums in Ostindien, so wie der Fortschritte der Mission in Tinnewelly, die ich nach dem Wunsch mehrerer christlicher Freunde meinen Landsleuten vor Augen lege, dürfte, wie mir scheint, dazu dienen, folgende zwei wichtige Wahrheiten darzuthun: erstens, daß diejenigen, die der göttlichen Offenbarung beraubt sind, in einem beklagenswerthen Zustand sich befinden, und zweitens, daß der HErr die Bemühungen seiner Kinder, sie daraus zu befreien, gesegnet habe. Gewiß wird sie auch die Freunde der evan-

gelischen Missionen ermuthigen einen immer thätigern Antheil an diesem heiligen Werke zu nehmen. Ich bin auch nicht ohne Hoffnung, daß solche, die bis daher müßige Zuschauer dieses herrlichen Werkes gewesen sind, diese Schilderung nicht ohne Theilnahme lesen werden, und ohne daß sie die Frage an sich vernehmen: „Ist es meine Pflicht den Heiden zu Hülfe zu kommen oder nicht?“ Denn um der Ehre des Christenthums und der Menschheit willen will ich nicht glauben, daß sie eine so große Zahl ihrer Brüder ohne Gott und Hoffnung in der Welt, ihre sittliche Versunkenheit, den fast gänzlichen Mangel aller edeln und menschlichen Gefühle in ihnen, jene empörenden Selbstpeinigungen, und die unter dem grausamen Sclavenjoch der Ehe schmachtenden, geschmähten, verzweifelnden und zur endlichen Befreiung sich selbst hinopfernden Frauen mit Gleichgültigkeit ansehen können. Welchen Werth haben solchen schrecklichen Thatsachen gegenüber alle Euere Einwendungen? Sind sie geeignet Euch von der Pflicht frei zu sprechen diesen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen? Prüfet sie, ich beschwöre Euch, beim Licht unserer heiligen Offenbarung und vor dem Gericht des Gewissens und der Menschlichkeit, womit Ihr begabt seyd, und Ihr werdet finden, daß sie wie Dunst verschwinden. Der Befehl unsers Meisters, hinzugehen und das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen geht uns eben so gut an als die Ermahnungen zu wachen und zu beten, sich vor Geiz zu bewahren, die Er auch nur an seine Jünger gerichtet. Dieser Befehl verpflichtet alle Christen zur Theilnahme am Werk der Heidenbekehrung. Selbst Armuth entschuldigt uns nicht. Der Aermste kann wenigstens dafür beten, und wer in bessern Umständen ist, soll mit Gebet und Gaben beistehen. Er ist allerdings zuerst seinen nothleidenden Landsleuten Hülfe schuldig, und ich bin weit entfernt ihn von dieser heiligen Pflicht abzuhalten; allein auch die Heiden sind unsere Brüder, und der HErr befiehlt uns ihnen zu Hülfe zu kommen; dazu ruft uns auch ihr Elend, das in jeder Beziehung tausendmal größer ist, als die Noth aller, die

der göttlichen Offenbarung theilhaft sind. Daher sollen wir das eine thun und das andere nicht lassen; und lassen wir uns nur von dem Geist der Liebe leiten, die unsern Heiland getrieben hat den Thron der Herrlichkeit zu verlassen und zu uns herab zu kommen, um zu suchen und selig zu machen was verloren ist, so werden wir finden, daß die Mittel zur Erfüllung dieser Pflichten uns nicht fehlen. Als Mitarbeiter am großen und heiligen Werk der Wiedergeburt der Welt dürfen wir uns dann auch mit Recht der großen Erfolge freuen, die Er heut zu Tage unter den Heiden wirkt, und wir werden uns nicht vorzuwerfen haben, unsern in der Finsterniß und der Abgötterei ins Verderben fahrenden Brüdern die Hülfe verweigert zu haben, die wir ihnen zu bringen im Stande waren.

Anhang.*

Ein Verzeichniß der wichtigern Tamulischen Schriften, von Dr. Bernhard Schmid, evangelischem Missionar.

I. Aecht nationale Werke der Tamulen.

1. Tiruwalluwers Kurat; ein großes didaktisches Gedicht. Es ist ein vollkommenes System der Moral, dessen Kürze und Gediegenheit des Ausdrucks, symmetrische Anordnung in Capitel, die die verschiedenen Pflichten des menschlichen (und indischen) Lebens behandeln, Rundung der rythmischen Strophen, mit nach strengen Regeln beobachteter Alliteration, handgreifliche Beweise sind, daß die Nation sich einst einer langen Periode bürgerlicher Ruhe und Glückseligkeit und einer Reihe fürstlicher Beförderer der Wissenschaft zu erfreuen hatte. Obgleich das jetzige Tamulische bei weitem nicht so durch fremde Einflüsse verderbt ist, wie das Neu-Griechische im Vergleich mit der Homerischen und Xenophontischen Sprache, so weicht doch Tiruwalluwers Sprache von der jetzigen vielleicht noch mehr ab, als das jetzige Griechische vom Xenophontischen, und dessen Studium gewährt den Neu-Tamulen ein wichtiges Mittel der Geistesbildung. Zwei tamulische alte Commentare existiren von diesen Gedichten, und Herr Ellis, ein Gerichtsbeamter der Ostindischen Compagnie, hat dieses Gedicht würdig gefunden, es metrisch ins Englische zu über setzen und einen musterhaften Commentar darüber heraus-

* Dieser Anhang ist wohl Freunden der Mission und solchen, die sich mit Völkerkunde beschäftigen, nicht ohne Interesse.

zugeben; aber nur der Anfang wurde vor seinem Tode vollendet. Auch ist eine sehr paraphrasirende deutsche Uebersetzung des ganzen Tiruwalluwer, von Missionar Dr. A. F. Cämmerer, zu Nürnberg in der Raw'schen Buchhandlung 1803 erschienen.

2. Naludiar, ein ähnliches, sehr geachtetes moralisches Gedicht, verfaßt, der Tradition nach, von einem oder mehreren Mitgliedern des Collegiums zu Madura.

3. Vier verschiedene Sammlungen kurzer Lebensregeln und Apophthegmen; zwei dieser Sammlungen werden der Aweiar, Schwester des Tiruwalluwer, zugeschrieben, von denen Dr. John, ein Hallischer Missionar zu Trankebar, im siebenten Bande der Asiatic Researches, eine Uebersetzung gegeben hat. Drei von diesen (alphabetisch geordneten) Sammlungen von Maximen werden von den niedrigsten Classen der Kinder in allen Schulen auswendig gelernt.

4. Nannul (d. h. gute Regel) eine allgemein als höchste Auctorität anerkannte tamulische Grammatik. Unser sehr verständiger und scharfsinniger tamulischer Sprachlehrer von der Stadt Tinnewelly, einem Hauptsitze tamulischer Literatur, von der Classe der Sudras, der seine tiefe und ausgebreitete tamulische Sprachkenntniß nach Art der indischen Kasteneinrichtung von seinen Voreltern durch Ueberlieferung eben so erhalten hat, wie die Kenntniß und Ausübung jedes Handwerks und jeder Kunst sich von Vater auf Sohn forterbt, sagt uns, daß Agastier (ungewiß ob es ein Brahmine, von dem in den Sanscritischen Puranas viele Wundererzählungen enthalten sind, oder ein tamulischer Sudra gleichen Namens sey) die erste tamulische Grammatik geschrieben habe. Da diese im Verlauf der Zeit unverständlich wurde, hat ein anderer sie umgearbeitet und erweitert; nach Verlauf der Zeit ein Dritter; da auch diese durch die Zeit unverständlich geworden war, hat ein Gelehrter einen erklärenden Commentar darüber geschrieben; da auch dieser Commentar unverständlich geworden war, so ist über diesen Commentar noch ein anderer gemacht worden, und dieser letzte Text mit den zwei Com-

mentaren ist die jetzt existirende und von den Gelehrten studirte Nannul. Sie enthält einen höchst wichtigen und lehrreichen Sprachschatz.

5. und 6. Divagaram und Nigundu; beides Wörterbücher der tamulischen Synonymen nach Materien geordnet. Das erstere wird von den vorgerückteren Schulkindern in den gewöhnlichen tamulischen Schulen auswendig gelernt, obgleich viele der Wörter ganz veraltet und außer Gebrauch sind, so daß selbst die Gelehrten die eigentlichen Bedeutungen derselben nicht mehr kennen.

II. Uebersetzungen oder Umarbeitungen Sanskritischer Werke.

7. Ramayanam, übersetzt in tamulische rythmische Strophen mit Alliteration von Kamben, Zeitgenossen der Aweveiar. Ein sehr geschätztes classisches Werk.

8. Kasikhanda, (eine Section des Skanda Purana und der Karma- und Linga-Puranas. Diese drei Werke sollen von Hari Vira, auch Adi Vira Pandien, aus dem Sanskrit übersetzt, oder deren Uebersetzung von ihm patronisirt worden seyn, ums Jahr 1041.

9. Tiruwileiadet, das heilige Spiel, von Parundschoti, einem Priester von der Sudrakaste, und von der Siva-Secte, der im Jahr 1051 nach Christo geschrieben haben soll. Das Werk enthält die Erzählung von 64 scherzhaften Wundern, die der Schutzgott von Madura verrichtet hat, zum Theil um die Verehrung Sivas zu befestigen und auszubreiten. Es ist aber eine freie Uebersetzung und Umarbeitung in Prosa einer Section des Sanskritischen Skanda-Purana, angepaßt auf Madura.

Außerdem gibt es noch sehr viele, zum Theil große Gedichte von der wunderbaren Entstehung indischer Tempel, Göttergeschichten in Vers und Prosa, und Romane in Prosa, Lehrbücher der Arithmetik, der Medicin, Astrologie u. s. w. aber die Aufzählung der obigen Werke ist hinlänglich, um eine Idee von der literarischen Bildung der Tamulen zu geben.

III. Wichtige tamulische Schriften römischer Missionarien.

1. Ein großes tamulisches Wörterbuch in alphabetischer Ordnung, wozu vorzüglich die oben erwähnten zwei synonymischen Wörterbücher benützt worden, vom italienischen Missionar Beschi. Zwei Ausgaben davon sind von den Engländern gedruckt worden.

2. Eine Grammatik des veralteten poetischen Dialects der Tamulen, von demselben.

3. Ein großes episches Gedicht, die Geburt und Jugendgeschichte Christi, ganz in indischem Geschmack, voll von Legenden und poetischen Schönheiten, von demselben.

4. Eine Anweisung, wie christliche indische Katecheten ihre Amtspflichten zu erfüllen haben; ein Werk, in welchem größtentheils der Geist des wahren lebendigen Christenthums athmet. Von Robertus a Nobilibus. Viele Stellen daraus sind mit wenigen Veränderungen von protestantischen Missionarien neuerlich gedruckt worden.

5. Eine Vertheidigung des Pabstthums, worin Luther und die Protestanten als Verrückte dargestellt werden, von Beschi.

6. Eine Naturgeschichte, von Robertus a Nobilibus und andern mehr.

Schulwesen der Tamulen. Von Dr. Bernhard Schmid.

Die Hauptzweige des Unterrichts in den niedern Schulen sind: Rechnen und das mechanische Auswendiglernen der oben erwähnten Sprüche Aweiars und Anderer, den verschiedenen Secten angemessener Gedichte, so wie des Diwagaram oder Nigundu, womit der gewöhnliche Unterricht schließt. Da die Berechnung der verschiedenen Maasarten (z. B. deß der flüssigen Dinge, des Reises) so wie die Bruchrechnung, gleich dem Einmaleins bei uns, dem Gedächtniß mechanisch anvertraut werden müssen, so nimmt das Rechnenlernen einen großen Theil ihrer Jugendzeit hinweg, und im gemeinen Leben fragt man daher nicht: kannst du lesen? sondern: kannst du rechnen? — denn

wer rechnen gelernt hat, hat auch unfehlbar das Lesen beiläufig und nothdürftig mitgelernt.

Alles, was sie in der Schule lernen, das Alphabet, Rechnen, das synonymische Wörterbuch, lernen sie nachsingen, wobei der Lehrer oder der vom Lehrer deputirte ältere Knabe ihnen vorsingt. Wenn die Knaben heranwachsen, so daß ihre Finger stark genug sind, lernen sie mit dem eisernen Griffel auf Palmblätter (Blätter der Palmyra, Borassus flabelliformis) schreiben. Jeder der eine Anzahl von Kindern zu versammeln vermag, kann Schulmeister werden, doch erbt in Städten und reichern Dörfern das Schulmeistergeschäft gewöhnlich von Vater auf Sohn. Das Schulgeld hängt vom Vermögen der Eltern und von ihrer Uebereinkunft mit dem Schullehrer ab, und fällt daher gewöhnlich sehr dürftig aus.

Das Sanskrit hingegen wird von den Brahminen umsonst gelehrt, indem die Kinder zu gleicher Zeit auf ihre von dem Lehrer gewöhnlich incorrect geschriebenen Lectionen nachläßig blicken, denn alles ist bloße Gedächtnißsache; um das Verstehen bekümmert man sich wenig oder nichts.

Man muß sich wundern, wie dem ohngeachtet die Tamulen, wenn sie zum Studium ihrer alten classischen Werke vordringen, solchen Scharfsinn und solche Fähigkeiten zeigen, wie man sie in Vielen findet.

In den indischen Schulen, die unter meiner unmittelbaren Aufsicht standen, glaubte ich das Princip der deutschen Pädagogen anwenden zu müssen, alles was die Kinder auswendig zu lernen hatten, ihnen erst recht klar zu machen; aber bei den allgemeinen Examen, wo die Kinder entfernterer, nach indischer Methode unterrichteter Schulen, Competitoren mit meinen unmittelbaren Schülern waren, überflügelten sie meistens die meinigen.*

* Ich bin überzeugt, daß die orientalische Methode auch auf unsere lateinischen und griechischen Dichter angewandt (wo die erklärten Verse von Lehrer und Schüler zusammen laut memorirt werden), eine segensreiche Verbesserung unserer classischen Unterichtsmethode wäre. Ich habe ehemals in Deutschland nur als Versuch die orientalische Me-

Ich muß noch hinzufügen, daß selbst der Ton, in welchem die Tamulen ihre Verse, selbst ihr Einmaleins absingen, der indischen Tonleiter ähnlich ist; und als ich einmal einen hebräischen Psalm in der tamulischen singenden Tonweise (von meinem Collegen Rhenius in einem benachbarten Zimmer) lesen hörte, glaubte ich einige Augenblicke es müsse ein Jude im Zimmer seyn.

Aber um einigermaßen einen Begriff von dem verdummenden, geistfesselnden Mechanismus des gewöhnlichen indischen Schulunterrichts zu geben, will ich nur zwei Beispiele anführen. Als in einer unsrer Missionsschulen in Madras für Kinder angesehener Heiden sie die Bergpredigt (Matthäus 5, 6. 7.), die ihnen von uns erklärt worden war, auswendig lernten, und sie schon zur Hälfte gelernt hatten, fand der Schulaufseher, daß sie mit einem Male abgelassen hatten, und die Genealogie Christi im ersten Capitel auswendig lernten. Als der Aufseher den übrigens verständigen heidnischen Schullehrer um die Ursache fragte, sagte dieser, daß den Tag zuvor einer der angesehensten Heiden in derselben Gasse, wo die Schule war, sie besucht, die Kinder das sechste Capitel lernend gefunden und gesagt habe, dies Buch sey so vortrefflich, daß sie es ganz vom Anfang an auswendig lernen sollten. — Als ich kurz nach meiner Ankunft in unserer Missionsstation in Tinnewelly eine heidnische Schule examinirte, hatte ein Knabe statt der Worte irvadu wilak kel (verhindere die Mildthätigkeit nicht), deren veraltete Sprache weder er, noch der Lehrer verstand, iruwadu wilak Kel (verhindert nicht zwanzig) gelernt, indem er durch eine Conjunctur das ihm unbekannte irvadu in das im gemeinen Leben vorkommende iruwadu verwandelte, um doch irgend eine Idee mit dem ihm mysteriösen Worte zu verbinden. — Und ich konnte dem Knaben nicht aus dem Kopf bringen, was er einmal fehlerhaft gelernt hatte.

thode mit einigen Oden des Horaz angewendet, die zu meiner Verwunderung gelang; aber ich war so sehr von den Vorzügen unsrer gewöhnlichen Schulmethode eingenommen und geblendet, daß ich damals kaum ahnete, worin der Grund des Gelingens eigentlich lag.

Diese Beispiele werden wohl hinreichen, um jeden Menschenfreund zum thätigen Mitleiden mit den armen indischen Kindern zu bewegen.

Aus der Bildungsgeschichte der Indier durch Protestanten. Von Dr. Bernhard Schmid.

Daß die römischen Missionare nichts für den Jugendunterricht der Indier gethan haben, ist bekannt, und Abbé Dubois sagt es selbst in seinen Briefen. Blos den getauften Indiern, welche sie zu Katecheten bilden wollten, gaben sie höhern Unterricht und hatten daher nur in Pondicherry, Goa, Kranganor, Verapoli, wahrscheinlich auch in Tschandernagor, Schulen.

Unter den protestantischen Missionarien errichteten Ziegenbalg und seine Collegen seit 1706 in und um Trankebar mehrere Schulen und ihre Bemühungen um den Schulunterricht fanden solche Anerkennung bei den Engländern, daß die Missionarien von englischen Predigern und menschenfreundlichen Beamten der Compagnie, und durch deren Vermittlung sogar von der Regierung eingeladen wurden, sich in Cuddelur (oder Fort St. David) und in Madras niederzulassen um daselbst Schulen zu errichten.

Die in London errichtete Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß (Soc. for Promoting Christian Knowledge) besoldete die Missionarien und um das Jahr 1750 wurden sogar einige Missionarien von Trankebar, namentlich Kiernander, ein Schwede von ausgezeichneten Fähigkeiten und apostolischem Eifer, nach Calcutta eingeladen, wo er in einer langen Reihe von Jahren viel für den Schulunterricht und für das Christenthum wirkte. Dennoch nahm der Schulunterricht wegen der überhäuften andern Arbeiten dieser Männer noch eine untergeordnete Stelle ein, bis auf Dr. John in Trankebar und Dr. Carey in Calcutta, welch letzterer im Jahr 1793 in Indien ankam.

In der Zwischenzeit wurde durch Sir William Jones die Asiatische Gesellschaft in Calcutta errichtet, welche nicht

allein literarische Thätigkeit unter den Beamten der Ostindischen Compagnie anregte und die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die wissenschaftlichen Fundgruben des Orients mächtig zog, sondern auch mittelbar unter den Indiern selbst hie und da ein höheres Streben anfachte.

Noch viel mehr geschah für die höhere Bildung Indiens zwanzig Jahre später (im Jahr 1800) durch die Einrichtung der College of Fort William, oder einer Lehranstalt für die jungen Civilbeamten der Ostindischen Compagnie, die von ihrer Ankunft in Indien bis zu ihrer Anstellung in diesem Collegium zu Calcutta von Europäern und Indiern in Sprachen und andern nöthigen Zweigen des Wissens unterrichtet wurden.

Vor Errichtung dieser Anstalt wurden diese jungen Männer, die in ihrem 16—18 Jahre nur mit mehr oder weniger classischen und allgemeinen Vorkenntnissen nach Indien gesendet wurden, bald nach ihrer Ankunft als Abschreiber und Gehülfen in die Amtsstationen vertheilt, ohne verbunden zu seyn indische Sprachen sorgfältig zu erlernen; die gerichtlichen und andern Verhandlungen zwischen den europäischen Beamten und Indiern wurden durch indische Dolmetscher geführt, wodurch dem Betruge, der Bestechlichkeit und jeder Immoralität der Indier ein weites Feld geöffnet war, der die bestgesinnten Europäer wenig Einhalt thun konnten. Die indischen Unterbeamten an Gerichtshöfen umstrickten ihre europäischen Herren mit einem undurchdringlichen Netze von Lüge und Kabale und hatten sie oft ganz in ihrer Gewalt, und obgleich der Zustand Indiens durch die Ueberwindung der muhammedanischen Nabobs und indischen Radscha's unendlich verbessert war, so seufzte dennoch das Land unter solcher Verwaltung. Um diesem Elend abzuhelfen entwarf ein anglicanischer Prediger (Dr. Claudius Buchanan) den Plan dieses Collegiums und legte ihn dem damaligen General-Gouverneur, Marquis Wellesley vor, und er empfahl diesen Plan mit dem größten Ernste dem Directorium der Compagnie.

Der anglicanische Prediger David Brown und Dr. Buchanan wurden als Aufseher, Dr. Carey als Professor des Sanskrit, des Bengalischen und des Mahrattischen, Gladwin als Professor des Persischen, Capitän Baillie Professor des arabischen und des muhammedanischen Rechts, Colebrooke als Professor des indischen Rechts und des Sanskrit, andere als Lehrer des hindostanischen, der tamulischen Sprache, der englischen Rechtspflege in Indien, der griechischen und lateinischen Classiker, der Mathematik und der neuern europäischen Sprachen ernannt. 110 Asiaten wurden als Hülfslehrer der oben genannten indischen Sprachen und des Canarischen, Telingischen, des Orissischen, des Puschtu, Birdsch (Birj Bascha) und der alten Hindi-Sprache, des Malayischen und Chinesischen angestellt, außerdem Schreiblehrer des Arabischen, Persischen, Dewanagari undBengalischen, da die Asiaten so sehr auf Kalligraphie sehen.

Regelmäßige Prüfungen, Disputationen und Declamationen in asiatischen Sprachen und Preisvertheilungen wurden jährlich zweimal veranstaltet; gekrönte schriftliche Aufsätze der Studenten in englischer Sprache, ihre Theses und Declamationen wurden des Drucks würdig gefunden. 4 Bände derselben unter dem Titel: Primitiæ Orientales erschienen. Die Gegenstände einiger dieser Disputationen sind z. B. folgende: „Die Asiaten sind einer eben so hohen Civilisation fähig als die Europäer (gehalten in bengalischer Sprache)." — „Eine academische Anstalt in Indien ist den Indiern so wie der englischen Nation nützlich (gehalten in persischer Sprache)." — „Das Verbrennen der Witwen ist gegen natürliches Gefühl und moralische Pflicht (in hindostanischer);" und nachdem ein Student im vierten Jahre nach Errichtung des Collegiums eine Rede im Sanskrit gehalten hatte, redete Carey ihn in derselben Sprache an.

Hörte auch diese Anstalt heute auf, die wohlthätigen Wirkungen derselben würden dennoch fortdauern. Gutes ist gestiftet worden, das nie wieder vernichtet werden kann: Quellen nützlicher Kenntnisse, moralischer und staatsbürger-

licher Wohlfahrt sind den Indiern geöffnet worden, die nie wieder verstopft werden können, und die Verbesserung ihres bürgerlichen Zustandes, gerade wie die schrittweise Civilisation unseres eigenen Mutterlandes, wird nach Jahrhunhunderten noch fortwachsen u. s. w."

Außerdem sind theils auf Kosten des Collegiums, meistens aber auf Kosten einzelner Mitglieder, über hundert Werke in orientalischen Sprachen im Collegium gedruckt worden; z. B. zwei Grammatiken des Sanskrit (von Carey und Colebrooke), Aesops Fabeln in 6 orientalischen Sprachen; Uebersetzungen des Hitopadesa, des Ramajana, eines Theils des Baghawat, Gita u. s. w. ins Bengalische, der Sakuntala ins Hindostanische; Wörterbücher und viele andere grammatikalische Werke.

An diese Anstalt knüpfte sich ein Institut, Uebersetzungen der Bibel in allen indischen Dialekten zu besorgen, welches mehr eine Privat-Gesellschaft war, die von Buchanan und Brown betrieben und geleitet, und von der Regierung Anfangs begünstigt wurde, bis dies Werk von der großen englischen Bibelgesellschaft übernommen und von Dr. Carey und den übrigen Baptisten-Missionarien zu Serampore betrieben wurde. Da nämlich durch den Ruf des Collegiums und durch die Hoffnung von der liberalen Regierung anderweitig angestellt zu werden mehr gelehrte Indier angetrieben worden waren, von den entferntesten Provinzen nach Calcutta zu kommen, als angestellt werden konnten, so benützte Carey diesen Umstand, besoldete sie als Uebersetzer in Serampore, lernte von ihnen die Elemente vieler Dialekte, ließ sie von seiner sanskritischen Uebersetzung der Bibel-Uebersetzungen, des Neuen Testaments, oder in einzelnen Fällen der ganzen Bibel in ihre Landesdialekte machen, welche er mit vieler Sorgfalt mit ihnen und Andern durchging und sie von Fehlern zu reinigen suchte. Obgleich, wie Carey selbst wußte, diese Uebersetzungen und literarischen Werke noch unvollkommen waren, so erwiesen sie sich dennoch nicht allein als sehr wichtige Vorarbeiten für alle nachkommenden Missionarien und Beamten der Compagnie,

sondern verbreiteten auch viel Licht und literarisches geistiges Leben unter den heidnischen Indiern und Muhammedanern selbst.

Schon fünf Jahre nach Errichtung des Collegiums zu Calcutta fanden es die Directoren der Indischen Compagnie zu London für gut (im Jahr 1805) dasselbe zu zertheilen und ähnliche Collegien in Madras, Bombay und England zu errichten. In Madras waren damals die Vorurtheile der Indier gegen europäische Bildung so groß, daß kein Brahmine und kaum ein anderer Heide der Sudra-Kaste Sprachlehrer an dem in Madras zu errichtenden Collegium seyn wollte, und man war daher genöthigt fast nur römisch-katholische Indier, Schüler des oben erwähnten Robertus Nobili und Beschi anzustellen, aber jetzt (schon vor 1816) suchten die gelehrtesten Indier und angesehensten Brahminen mit Begierde Anstellungen bei diesem Collegium, welches schon eine reiche Sammlung von indischen und englischen Büchern und von Naturalien besitzt, auch eine Anzahl tamulischer und anderer Werke herausgegeben hat.

Während dieser Zeit arbeitete Dr. John, Vielen unbekannt und von Andern verkannt und verleumdet, in Trankebar am Schulwesen fort. Schon vom ersten Tage seiner Ankunft in Trankebar (im Jahr 1769) an fühlte er sich nicht glücklich ohne junge Leute um sich zu haben, die er nach seinen Ansichten unterrichten konnte. Er nahm daher eine Anzahl erwachsener tamulischer Knaben auf, die er in verschiedenen europäischen Sprachen und andern Kenntnissen unterrichtete, durch welche sie ebensowohl für die Mission, als für andere Beschäftigungen des Lebens brauchbar werden könnten. Nach sechs Jahren wurde er als Missionar nach Tritschinopoli berufen. Nach einigen Jahren kehrte er nach Trankebar zurück und setzte unter vielen Schwierigkeiten, Mangel, Kriegsnoth und Krankheiten, seine Arbeiten unter der Jugend fort, fügte auch Zeichnen und Musik zu den frühern Unterrichtszweigen hinzu. „Durch diese verschiedenartigen Bemühungen," erzählt er selbst, „den Charakter der Indier nach und nach zu poliren, die

Kenntniß unserer beseligenden Religion auszubreiten und unsere nächsten Umgebungen ein wenig mehr bekannt zu machen mit europäischen Sitten, Amtsverrichtungen und nützlichen Kenntnissen, hatte ich durch göttliche Gnade die große Freude eine Anzahl indischer Jünglinge zur Brauchbarkeit in verschiedenen Fächern heranwachsen zu sehen. Wir erhielten besser unterrichtete indische Prediger, Katecheten, Schulmeister, Privatlehrer des Englischen in verschiedenen Familien, Organisten, Vorleser und einige wurden geschickte Dolmetscher, Uebersetzer, Abschreiber, Zeichner, Kaufleute u. s. w. Von diesen waren der größte Theil Söhne von Bettlern, aber erwarben jetzt einen anständigen Unterhalt für sich und ihre armen Verwandten. Da seine Geldmittel äußerst beschränkt waren, wünschte er im Jahr 1806 eine Reise nach England und Deutschland zu machen um Unterstützung zu sammeln, aber Krankheit hinderte ihn daran und nöthigte ihn in seiner sehr gedrückten Lage am Jugendunterricht so gut es ging still und muthig, im Vertrauen auf Gott, fortzuarbeiten. Ein Pamphlet, das gegen die Missions- und Schulanstalten in Druck erschien, scheint vorzüglich dazu beigetragen zu haben seine wahrhaft menschenfreundlichen Arbeiten zu erschweren. Aber angespornt von Eifer für Indiens Wohlfahrt druckte und circulirte er einen für die Regierung von Madras berechneten Aufsatz, woraus diese Nachrichten genommen sind, und worin er ferner sagt: „Obgleich“ (zum Theil in dem oben erwähnten Pamphlet) „so viel gesagt worden war „gegen die Möglichkeit und Thunlichkeit, sowie über die „Gefahr und übeln Folgen der projectirten Freischulen, und „als in den darauf folgenden Jahren ich nicht mehr über „Mangel von Aufmunterung und Unterstützung zu klagen „hatte, fühlte ich mich durch so viele wiederholte Widersprüche aufgeregt, einen Plan aufzusetzen, um zu zeigen, „daß die Ausführung nicht so unmöglich und gefährlich „sey als man sich eingebildet und vorausgesetzt hatte!“

„Ich theilte diesen Plan (ungefähr 1809) meinen „Brüdern hier (in Trankebar) und in dem Königreich

„Tandschor mit, so wie auch von vielen Herren im juristi-
„schen und militärischen Dienste, welche über ein so wün-
„schenswerthes Unternehmen mit mir eines Sinnes waren.
„Sie alle billigten ihn, aber hielten ihn für unthunlich,
„blos wegen des Mangels an tauglichen Schulmeistern und
„an nöthiger Unterstützung. Die vielen Geldsammlungen,
„welche für den Unterhalt armer Wittwen und Waisen
„veranstaltet waren, so wie die Nothwendigkeit einer stren-
„gen Sparsamkeit, verhießen nicht viel Erfolg. Der po-
„litische Zustand des Landes gerade damals, schien es
„rathsam zu machen, auf eine günstigere Zeit zu warten.
„Ich sah diese Schwierigkeiten, aber sie schreckten mich
„nicht gänzlich ab. Ich bin nicht einer, der sanguinische
„und ausschweifende Pläne macht, welche mit Versprechun-
„gen von außerordentlichem Erfolge schwanger gehen und
„am Ende das Sprichwort „parturiunt montes" be-
„stätigen. Ich entwarf keinen Plan für 200,000 Frei-
„schulen für ganz Indien. Ich machte still einen kleinen
„Anfang mit den Kindern, welche um Aufnahme flehten
„und in die Waisenschule der Stadt nicht aufgenommen
„werden konnten. Ich eröffnete eine Schule im nächsten
„Dorfe, in welcher ungefähr zehn protestantische Kinder
„der niedern Classe unterrichtet wurden, und erweiterte sie
„für die Aufnahme römisch-katholischer und heidnischer
„Kinder. Ihre Anzahl vermehrte sich bald zu achtzig,
„welche von einem geschickten Schulmeister und zwei jungen
„Gehülfen (Ushers) im Lesen, Schreiben und Rechnen
„unterrichtet wurden. Ermuntert durch schnell vermehrte
„Bitten armer Eltern aller Kasten errichtete ich eine zweite
„Schule zu Bethlehem (ganz nahe bei Trankebar) für
„Sudra-Kinder, welche in Kurzem von ungefähr fünfzig
„Kindern besucht wurde. Dann erbot sich ein aufrichtiger,
„moralischer Heide eine Schule nach meinen Schulregeln
„zu halten und nach unsern gedruckten Büchern zu unter-
„richten; ich nahm sein Anerbieten an, die Schule wurde
„bald von sechzig Kindern besucht und ein christlicher junger
„Hülfslehrer wurde ihm beigegeben um die christlichen

„Kinder nach christlichen Grundsätzen zu unterrichten. Im „Königreich Tandschor (außerhalb des Districts von Tran- „kebar) hatten wir einige Schulen für die niedrigern „Kasten, in welchen die Kinder katechisirt wurden, und sie „die unter uns gebräuchlichen Gebete und Verse der Schrift „auswendig lernten, indem sie sie dem Lehrer nachsagten; „ich errichtete noch fünfe mehr, führte Lesen, Schreiben, „und Rechnen bei ihnen ein und gestattete römisch-katholi- „schen und heidnischen Kindern den Zutritt. Als für alle „die Kinder, die um Aufnahme in mein Haus baten, um „im Englischen, im Lesen, Schreiben und Rechnen unter- „richtet zu werden, wie ich seither gethan hatte, daselbst „kein Platz mehr war, errichtete ich eine Schule nahe bei „dem Garten, wo das Missionshaus steht, und eine andere „in der Stadt für protestantische Christen und für Heiden „höherer Kasten."

Die Brahminen sowohl als Andere betrachten es als eine Wohlthat, Unterricht für ihre Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen, und nicht allein im Englischen, sondern auch im Tamulischen zu bekommen, in welcher letzteren Sprache sie von ihren indischen Lehrern so elenden Unterricht erhielten, daß kaum einer von ihnen ihre eigenen Schriften fließend lesen konnte, ja selten findet man selbst einen indischen Schulmeister oder Rechnungsführer, der eine Bekanntmachung der Regierung gehörig lesen kann. Bei solchen Gelegenheiten verbergen sich die Schullehrer, und als einmal ein öffentlicher Rechnungsführer auf der Gasse vorlas, rief ein Trommler, ein Pariah, den Umstehenden zu, daß ein Knabe der dritten Classe unserer Schulen besser als er lesen würde; und ein andermal, als ein Katechet der niedern Classe ein zierlich geschriebenes Papier einem großen Poligarren * übergab, konnte weder

* Poligarren (Paliakarer) sind die Nachkommen der Generale indischer Könige des südlichen Indiens, welche sich nach der Zerstörung dieser Königreiche durch die Muhammedaner, in den entfernteren Provinzen unabhängig gemacht und Ländereien an sich gerissen hatten, erst wie die Raubritter des Mittelalters lebten, und jetzt erbliche Landedelleute sind.

er, noch irgend einer um ihn, es mit erträglicher Leichtigkeit lesen, und der Katechet wurde ersucht, es selbst vorzulesen!"

„Um allen Anschein, als wollte ich ihnen die christliche Religion aufdringen, zu vermeiden, erklärte ich den Schulmeistern und Eltern, daß die einzige Absicht meiner Schulen sey, ihren Kindern Lesen und Schreiben auf eine leichtere und kürzere Art als seither, und durch gedruckte Bücher zu lehren, welche Unterrichtsart ihre Kinder in den Stand setzen würde, weiser, vorsichtiger, industriöser und thätiger zu werden, ein gutes Unterkommen zu erlangen, ihre armen Eltern und Verwandte zu unterstützen, Gott zu fürchten, den König zu ehren, gute Unterthanen zu werden, indem sie sich aller Obrigkeit unterwürfen, die die göttliche Vorsehung über sie gesetzt habe, so daß jeder seine Pflichten kennen möchte, sey er höheren oder niederen Standes. Ich sagte ihnen, daß sie durch diese Bücher angewiesen und ermuntert würden, ihren Schöpfer und himmlischen Vater zu lieben, und ihren Nächsten wie sich selbst; in welchen beiden großen Geboten alles enthalten wäre, was alle Nationen weise, gut und glücklich machen könnte in dieser und der künftigen Welt u. s. w. Wir erklärten ihnen, unsere Religion sey ein zu köstlicher Schatz, als daß wir sie ihnen aufzudringen wünschten, viel weniger würden wir auch nur daran denken, sie durch Geschenke irgend einer Art zu bestechen, daß sie uns die Gunst erzeigen möchten, sich taufen zu lassen. Nein, nein; wir versicherten ihnen, daß es ihnen vollkommen frei stehen würde, ihre religiösen Ueberzeugungen, Ceremonien und Landessitten beizubehalten, und daß, wenn irgend Jemand Christ zu werden wünschen würde, wir ihn nur nach dreijähriger Probezeit aufnehmen wollten, wenn er während dieser Zeit nicht allein die Grundsätze und großen Vorzüge der christlichen Religion erkennen, sondern auch darnach handeln würde, und daß er dann aus Erfahrung wissen würde, welch groß Glück es ist, ein wahrer Christ und nicht blos ein Namenchrist zu seyn, wie so viele Tau-

sende unter Europäern und Indiern, von denen viele schlechter und unglücklicher sind als die Heiden durch den Mißbrauch ihrer Segnungen, so groß und schätzenswerth sie auch an sich selbst und in ihren Wirkungen seyen." Durch solche Erklärungen verschwanden alle Befürchtungen und Vorurtheile gegen unsere Schulen gänzlich.

„Die Civilisation Indiens ist der erste und große Endzweck dieser Freischulen, und die englische Sprache kann in so vielen, als wünschenswerth scheint, eingeführt werden; und diese Schulen könnten nach und nach über ganz Indien verbreitet werden, wenn das Publikum fortführe, sie reichlich zu unterstützen. Dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit der Jugend auf die uns umgebenden Gegenstände richten, wird ihr Geist gebildet und ihre Gefühle gemildert und veredelt. Die Nutzbarkeit, Mannigfaltigkeit, Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur führt uns zur Bewunderung der unaussprechlichen Güte, Macht und Weisheit des Schöpfers. Diese Studien werden unvermerkt eine Liebe zur Naturgeschichte unter Europäern und Indiern erwecken zum großen Gewinn des Publikums." — „Die Missionare und ihre indischen Zöglinge und herumreisenden Katecheten sind oft von großem Nutzen gewesen, indem sie während ihrer Reisen Naturgegenstände und Merkwürdigkeiten sammeln; es ist mir auf diese Art gelungen über hundert Kisten von Naturmerkwürdigkeiten von vielen Gegenden und Inseln der indischen Seen nach Europa zu senden; die botanischen Sammlungen, welche Dr. Rottler und Dr. Klein sendeten, nicht eingerechnet." — So weit Dr. John.

Ungefähr im Jahr 1809 fing er diese Schulen an, und im Jahr 1814 (ein Jahr nach seinem Tode) waren unter seines Nachfolgers Aufsicht 6 englisch-tamulische Schulen und 20 tamulische, besucht von 612 Kindern von guter Kaste, und von 251 Pariah-Kinder, zusammen 863. — Seit dem Anfang dieser Schulen im J. 1810 waren nicht weniger als 1452 zum Unterricht aufgenommen worden. Die Anzeige seines Todes und eine kurze Biographie erschien in der „Calcutta Gazette," wovon wir folgende Stelle über-

setzen. „Ein Gegenstand, welcher über alles seine Aufmerksamkeit beschäftigte, war die Erziehung indischer Kinder. Diesem Werke hatte er sich von Anfang an mit großem Erfolg gewidmet; und da er mit seinem zunehmenden Alter dessen große Wichtigkeit als ein Mittel, eine durchgreifende Verbesserung des moralischen und religiösen Zustandes von Indien zu bewirken, erkannt hatte, und da er versichert war, daß sein in allen Missionsschulen standhaft verfolgter Schulplan von Personen von den höchsten Kasten allgemein gebilligt wurde, so hatte er einen Plan gereift und aufgesetzt, um Schulen durch ganz Indien für Kinder aller Religionen und Stände zu errichten. Dr. John war kein bloßer Theoretiker, sein Plan war das Resultat des Nachdenkens vieler Jahre, des freiesten Umganges mit Indiern aller Stände, und der Erfahrung gesammelt in sechs Schulen, die er auf eigene Kosten errichtet und lange unterhalten hatte, worin selbst Brahminen-Kinder dieselben Lectionen, vermischt mit andern Kindern lernen. Dr. John war ein Mann von einem liberalen, höchst gebildeten Geiste, reich an menschlicher Gelehrsamkeit und Kenntnissen, voll vom Worte und der Gnade Gottes, mit einem höchst liebenden, allen Menschen wohlwollenden Herzen und von unermüdlicher Thätigkeit und Betriebsamkeit u. s. w. Wer kann zweifeln, daß die Arbeiten solcher Männer und das Andenken an ihre Tugenden noch nach ihrem Tode auf Generationen segensreich fortwirken."

Dr. Carey und seine Gefährten zu Serampore und Calcutta gewannen, je länger sie in Indien arbeiteten, ganz dieselben Ansichten als Dr. John. — Die folgende Stelle aus ihrem Schulberichte zeigt, welche Methode sie wählten, den Geist und das Herz der indischen Jugend zu bilden. Statt des in Europa so gewöhnlichen bloßen Lesens, Auswendiglernens oder mündlichen Docirens und (oft pedantischen, die Kinder ermüdenden) Katechisirens, führten die Missionarien das Dictiren der Lectionen ein, wodurch die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Kinder mehr fach an-

geregt und belebt wird. In einem Berichte an ihre Gesellschaft sagen sie unter Anderm: Das Princip, durch welches Lancaster die Kinder so erfolgreich weiter gebracht hat, kann in diesem Lande zu viel höheren Zwecken benutzt werden. Sentenzen, welche die gewichtvollsten Wahrheiten enthalten, können den Kindern eben so wohl dictirt werden, wie einzelne Worte. Die Vortheile, welche durch göttlichen Segen von der vollen Anwendung dieser Methode unter Heiden gewonnen werden können, sind fast unberechenbar. Nicht allein können die Lehren und Vorschriften der heiligen Schrift in den Worten, deren der Geist Gottes selbst sich bedient hat, (und nicht in der Sprache der theologischen Schulen) ausgewählt und den zarten Gemüthern der heidnischen Jugend mitgetheilt werden, ohne im Geringsten ihre Gefühle zu beleidigen, sondern durch eine umsichtige Auswahl historischer Stellen des Alten und Neuen Testaments kann auch ein heidnischer Jüngling innerhalb 4 oder 5 Jahren die ganze Erlösungsgeschichte der Menschheit ohne die geringste Schwierigkeit oder Alarm in sein Gedächtniß beinahe eingraben. Ungefähr eine Stunde täglich, während einer Zeit von vier Jahren, würde dazu hinreichen. Dazu ist nicht einmal ein christlicher Lehrer nothwendig; ein Heide könnte eben so gut als ein Christ einige Verse, oder ein Capitel dictiren; ja, zwei oder drei verständige Knaben unter den Schülern selbst könnten dies eben so gut thun, während der heidnische Lehrer ruhig dabei säße und Ordnung erhielte." — „Es würde unmöglich seyn, daß Jünglinge, die auf diese Art nach und nach und doch sorgfältig und liebevoll in der heiligen Schrift unterrichtet worden sind, vergäßen, was sie einmal gelernt haben. Das heilige Buch, welches ihnen auf diese Weise genau bekannt gemacht, und selbst mit kleinen Belohnungen des Fleißes begleitet worden ist, kann ihr Begleiter durchs ganze Leben werden, und, wenn es auch weiter nichts bewirken sollte, muß sich ihrem Verstande als wahr und gut darstellen. (Was in der ersten Generation nicht geschieht, geschieht in der nächsten.) Wäre die Bibel ferner in der Schule be-

gleitet mit einem gedrängten und klaren Compendium der Geographie und einem andern der Weltgeschichte und Chronologie, so würden die Gemüther der Kinder unglaubliches Licht und Leben erhalten, und wenn sie auch nicht aufrichtige und eifrige Christen werden, so können sie doch unmöglich blind und bigotte Götzendiener bleiben." — Die älteren und talentvolleren Jünglinge, die als Unterlehrer angestellt und belohnt werden, würden, wenn sie aufgewachsen sind, viel bessere Schullehrer werden als ihre eigenen früheren Schulmeister. Und es ist natürlich, daß sie lieber die Dinge lehren würden, die sie selbst gelernt haben, als daß sie irgend eine andere Anstellung suchten. Und so würden sie, wenn auch nicht wahrhaft bekehrt, doch ohne ihre Kaste zu verlieren, in einem Maße, welches blos dem Allwissenden bekannt ist, das Wort des Lebens um sich herum verbreiten. Indem wir diesen einfachen Plan standhaft verfolgen, kann jedes System der Abgötterei, ohne Geräusch und fast ohne Notiz zu erregen, in seinen Grundlagen untergraben und eben so leicht gestürzt werden als ein Baum, dessen Wurzel unter der Erde zerstört sind."

Aber dieser großartige Plan Johns, Carey's und anderer Menschenfreunde, durch verbesserten Schulunterricht ganz Indien zu regeneriren und fürs Christenthum besser vorzubereiten, wäre in seiner Ausführung sehr gehemmt und gelähmt gewesen, wenn nicht ein neues Rad zu dem großen Urwerke hervorgerufen und hinzugefügt worden wäre, und dies ist die Schulbuchgesellschaft. Sie wurde im Jahre 1817 zu Calcutta errichtet, mit der klar ausgesprochenen und unverrückt festgehaltenen Absicht, die indischen Schulen mit ächt volksthümlichen und wissenschaftlichen Schulbüchern aller Art zu versehen und dadurch das indische Schulwesen im Allgemeinen zu verbessern, zu diesem Zwecke die Mithülfe menschenfreundlicher Europäer und Asiaten aller Religionen und Secten in Anspruch zu nehmen und folglich in ihren Verhandlungen und Schriften alles zu vermeiden, was auf irgend eine positive Religion Bezug hat: die Bücher sollten alle rein-wissenschaftlichen

und moralischen, nicht positiv religiösen Inhalts seyn. Es war ein Grundgesetz, daß die Committee aus 16 Europäern und aus 8 Indiern, theils Heiden (Hindus) theils Muhammedanern bestehen sollte; und dem strengen Festhalten an diesen Grundregeln verdankt die Gesellschaft einen unglaublichen und immer sich vermehrenden Einfluß auf die Bildung Indiens. Sehr angesehene und reiche Hindus und gelehrte Muhammedaner, welche seither zum Theil den Missionarien feindlich gegenüber gestanden hatten, saßen hier in der Committee, vielleicht zum ersten Male, mit ihnen freundlich um eine Tafel, und erkannten, daß die Missionarien wahre Freunde ihrer Nation seyen. Mehrere dieser gelehrten Asiaten arbeiteten sehr nützliche Schulbücher für die Gesellschaft aus; die Gesellschaft unterstützte und ermuthigte jedes literarische, ins Schulfach einschlagende Werk, welches Indier auf eigene Hand unternommen hatten, durch Subscription, auch eine größere oder kleinere Anzahl von Exemplaren; neue verbesserte Editionen der von den Baptisten-Missionarien schon früher ausgearbeiteten Compendia wurden nun von dieser Gesellschaft gedruckt und zu den entferntesten Provinzen Indiens umsonst versandt; sie fand solchen allgemeinen Beifall, daß die Regierung, so wie der Radschah von Oude, (dem alten klassischen Aotia) so wie viele Indier, reichliche jährliche Subscriptionen gaben. Aehnliche Gesellschaften wurden in Madras, Bombay und andern Städten errichtet und die Regierungen von Madras und Bombay bewilligten ihnen Postfreiheit. Der Radschah von Oude errichtete eine Drucker- und lithographische Presse in seiner Residenzstadt, und ließ viele wichtige Elementarschulbücher und große philologische Werke drucken, zum Beispiel ein großes persisches Wörterbuch, wovon er ein Exemplar an jede der größern europäischen Bibliotheken geschenkt hat. *

Im Jahr 1836 hatte die Calcuttische Gesellschaft allein 165 verschiedene Werke in 8 Sprachen gedruckt; eines

* Auch der Universitäts-Bibliothek zu Jena ist ein Exemplar zugekommen.

von diesen in 26 Bändchen, die ersten Editionen meistens in 500 Exemplaren (um ihre Brauchbarkeit erst zu prüfen) und die nachfolgenden Ausgaben zu 2000 bis 6000 Exemplaren, * und Niederlagen dieser Bücher sind in Benares, Agra, Allahabad, Ludiana und in andern Städten errichtet worden. Als bei der Erneuerung der Charter der Ostindischen Compagnie, in Folge zahlreicher Bittschriften englischer Missions- und anderer Vereine ans Parlament, der Compagnie die Verbindlichkeit auferlegt wurde, Missionarien englischer Gesellschaften Zutritt und Schutz in Indien angedeihen zu lassen, begann eine neue große Periode für die Bildung Indiens, denn die Missionarien John, Carey und andere wohnten in dänischen Besitzungen, wenige andere Missionarien wurden bis dahin nur mit Schwierigkeit geduldet, aber in ihren eigentlichen Missionsarbeiten fast ganz gehindert; nur die deutschen Missionarien der vom Staat anerkannten incorporirten „Society for promoting Christian Knowledge in Weperi bei Madras, in Tandschor, Tritschinopoly und Cudelur (Fort St. David)" durften im Gebiete der Englisch-Ostindischen Compagnie als Missionarien auftreten. Seit dem Jahr 1814 und 1815 langten zahlreiche Missionarien in Indien an von der Anglikanischen Kirchen-Missions-Gesellschaft (Church-Missionary Society), von der Londner-Missions-Gesellschaft der Independenten, von der Methodisten-Gesellschaft (welche hauptsächlich nach Ceylon gingen) von der Baptisten-Gesellschaft (nach Bengalen), von der Americanischen Missions-Gesellschaft (welche sich in Ceylon und Bombay niederließen) und von der Schottischen Gesellschaft (gleichfalls in Bombay). Diese alle, aber ganz vorzüglich die Methodisten und Americaner in Ceylon, richteten ihr Augenmerk auf den Schulunterricht, und nachdem sie eine kürzere oder längere Reihe von Jahren sich in Elementarschulen geübt, Kenntniß der Sprachen und der Bedürfnisse

* Die meisten dieser Werke können in der Universitäts-Bibliothek zu Jena oder in der Missions-Bibliothek zu Halle im Waisenhause nachgesehen werden; so wie in den Universitäts-Bibliotheken zu Berlin und Bonn.

des Volkes und dessen Vertrauen erlangt und eine Anzahl von Kindern in diesen niedern Schulen herangebildet hatten, errichteten sie höhere Schulen, welche nach Verschiedenheit der Verhältnisse und Umstände sehr verschiedenartige Zwecke und Einrichtungen hatten.

Wir schließen diese Uebersicht der neuern Bildungsgeschichte Indiens mit der kurzen Biographie eines Indiers, die beweist, welche Talente unter den Indiern verborgen liegen, die durch geringe Nachhülfe von Seiten der Europäer geweckt und zum großen Vortheil der Wissenschaft und der Menschheit benutzt werden können. Sie ist von der Feder eines Indiers und im gehaltreichen Journal der Königlichen Asiatischen Gesellschaft* abgedruckt. „Cavelly Venkata Buriah ist in Ellora geboren in einer angesehenen Brahminenfamilie, deren Voraltern erbliche Minister und Gesandte der Herrscher von Bisdungur waren. Cavelly Venkata Buriah wurde bis in sein zehntes Jahr in einer indischen Schule zu Ellora unterrichtet, (wo Telingisch gesprochen wird). Dann verließ er sie und begann das Studium der Sanskritischen Dichtkunst; und da er Fähigkeiten besaß, so war er in fünf bis sechs Monaten im Stande, selbst Verse zu machen, welche wegen ihrer Eleganz sehr bewundert wurden. Da seine älteren Brüder verantwortliche und ehrenvolle Aemter im Dienste der Ostindischen Compagnie verwalteten, so fühlte sich Buriah bewogen, sich für ähnliche Anstellungen zu befähigen, und erlernte daher Persisch mit vielem Eifer, so wie auch Hindustanisch. Ungefähr in seinem vierzehnten Jahre besuchte er eine Schule, die von einem Herrn Margan in Masulipatnam gehalten wurde. Nachdem er diese verlassen hatte, war er so glücklich, die Gunst und Freundschaft des Colonel Pearce zu erlangen, der ein Bataillon der indischen Infanterie zu Ellora befehligte. Während seiner Musestunden las er telingische Dichter und Grammatiker. Buriah wurde Lehrling im Bureau des Kriegszahlmeisters zu Masulipatnam;

* **Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland Nro. 1. Art. 15.**

in kurzer Zeit war er in allen Geschäften des Amtes vollkommen bewandert und wurde mehrmals beordert, den Truppenabtheilungen zu Ongole, Mangala, Condapelly u. a. ihren Sold auszuzahlen. In seinem achtzehnten Jahre war er als Copist bei Herrn Dent in Madavopalam angestellt, aber ward bald wieder von seinem frühern Herrn nach Masulipatnam zurück berufen, und wurde Haupt-Copist bei Lieutenant Mackenzie (nachher Colonel und General-Feldmesser von Indien), welcher damals das Gebiet des Nizams aufnahm. Dieser Offizier erwähnt des Buriah in einem Briefe an Sir Alexander Johnston, mit vielem Ruhm, wie aus folgendem Auszuge jenes Briefes erhellt:

„Die Verbindung geknüpft mit einer Person, einem Brahminen (V. C. Buriah), damals fast nur einem Knaben, von der schnellsten Fassungsgabe, von einem einnehmenden Betragen, welches alle Secten und Stämme mit unsern Untersuchungen bald aussöhnte, war der erste Schritt den ich that in den Vorhof der Kenntniß Indiens. Da ich selbst ohne Kenntniß der indischen Sprachen war, verdanke ich den Talenten dieses Jünglings die Ermuthigung und die Mittel das zu erreichen, was ich lange gesucht hatte. Als Seringapatam erobert wurde, konnte nicht einer unserer Leute aus dem Canaresischen allein übersetzen; jetzt bekommen wir Uebersetzungen gemacht, nicht allein von der neuern Schrift, sondern auch von den schwereren (beinahe vergessenen) Buchstaben alter Inschriften im Canaresischen und Tamulischen, außer dem was in Sanskrit geschrieben ist, einer Sprache, über welche ich in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Indien kaum einen Fingerzeig erhalten konnte. Vom Augenblicke an, da die Talente des Buriah benutzt wurden, war ein neues Thor zu indischer Kenntniß geöffnet, und obgleich ich seiner früh beraubt wurde, so wurden doch seine Beispiele und seine Untersuchungen von seinen Brüdern und Schülern so wohl benützt, daß nach und nach ein Bureau von Arbeitern gebildet wurde, durch welche nach der so erfolgreich begonnenen Methode unsere ganzen indischen Besitzungen durch-

forscht werden könnten." Buriah wurde von seinem Herrn beordert, nützliche Nachrichten einzusammeln, und die Sagacität und der Fleiß den er anwendete, um Materialien zu sammeln und Nachforschungen anzustellen, erwarben ihm den vollkommenen Beifall seines Herrn. Das Geschäft war sehr schwierig, denn Buriah hatte schauervolle Wälder und hohe Gebirge bei Srisate zu durchkreuzen. Im Jahre 1798 begleitete Buriah seinen Herrn im Feldzuge gegen Tippu und schrieb ein poetisches Journal von einem Theil des Wegs. Als einst Colonel Mackenzie's amtliche Papiere geraubt wurden, ward Buriah abgesandt, um sie wieder zu erlangen. Als er sich bemühte dies zu thun, wurde er von dem Zemindar des Districts ins Gefängniß geworfen und anfangs sehr hart behandelt, aber durch sein einnehmendes Betragen und durch ein rührendes Gedicht das er verfertigte, besänftigte er so das harte Herz jenes Häuptlings, daß er nicht allein seines Herrn Eigenthum wieder erhielt, sondern auch noch einige Geschenke für sich selbst. Darauf begleitete er den Colonel Mackenzie nach Seringapatam, er war bei der Stürmung und Einnahme dieser Festung gegenwärtig und beschrieb alle Begebnisse derselben in einem glühenden Gedichte: das Aufpflanzen der englischen Fahne auf den Mauern ist vortrefflich beschrieben. Er verschaffte seinem Herrn eine große Sammlung literarischer Materialien zu Aufklärung der Geschichte der südlichen Halbinsel. Als der Anführer der Mahratten, Dundea, im Jahr 1800 unter Wellesley gefangen wurde, schrieb Buriah ein Gedicht hierüber; dann verfaßte er ein Gedicht von 100 Stanzen zum Preise eines Propheten, welches den Ruhm dieses heiligen Mannes sehr vermehrte. Ein anderes Werk von Buriah verfaßt, betitelt: Die Geschichte der Könige Srirangas, enthaltend die Genealogie der Herrscher von Seringapatam und beginnend mit der Begründung von Umuttur mit einer Beschreibung der alten Ruinen der frühern Stadt, wo die Yadawa-Fürsten herrschten und mächtig wurden. Nach dem Wunsch seines Herrn erwarb er sich eine vollkommene Kenntniß der Mathematik, Geometrie,

Astronomie, Geographie und andere Wissenschaften, und sein Gedächtniß war so stark, daß er bald große Fertigkeit in mehreren indischen Sprachen erlangte. Er konnte sehr schön zeichnen und verfertigte mehrere Landkarten, die von seinem Herrn ungemein bewundert wurden.

Er entdeckte mehrere alte Münzen, und machte Facsimiles von Inschriften in mehreren Charakteren. Als er die Alt-Canaresischen Buchstaben, die auf einer Platte zu Dodare entdeckt wurden, und jetzt im Museum der Asiatischen Gesellschaft niedergelegt sind, entzifferte, war sein Herr sehr erfreut und setzte seinen (des Buriah) Namen hinzu.

Als Colonel Mackenzie in Geschäften nach Madras beordert wurde, begleitete ihn Buriah, wo er gebraucht wurde, wichtige Manuscripte und Documente zu übersetzen, als er in seinem 26sten Jahre 1803 durch einen Schlagfluß zu früh sein Leben endete."

So weit die Lebensbeschreibung eines Indiers, von der Feder eines seiner Landsleute. Wie viele Talente könnten noch unter Indiern und andern Nationen entdeckt und herausgebildet werden, wenn europäische Lehrer von Geist und wahrer Menschenliebe die Mühe und Selbstverleugnung nicht scheuten, hinzugehen und sie aufzusuchen.

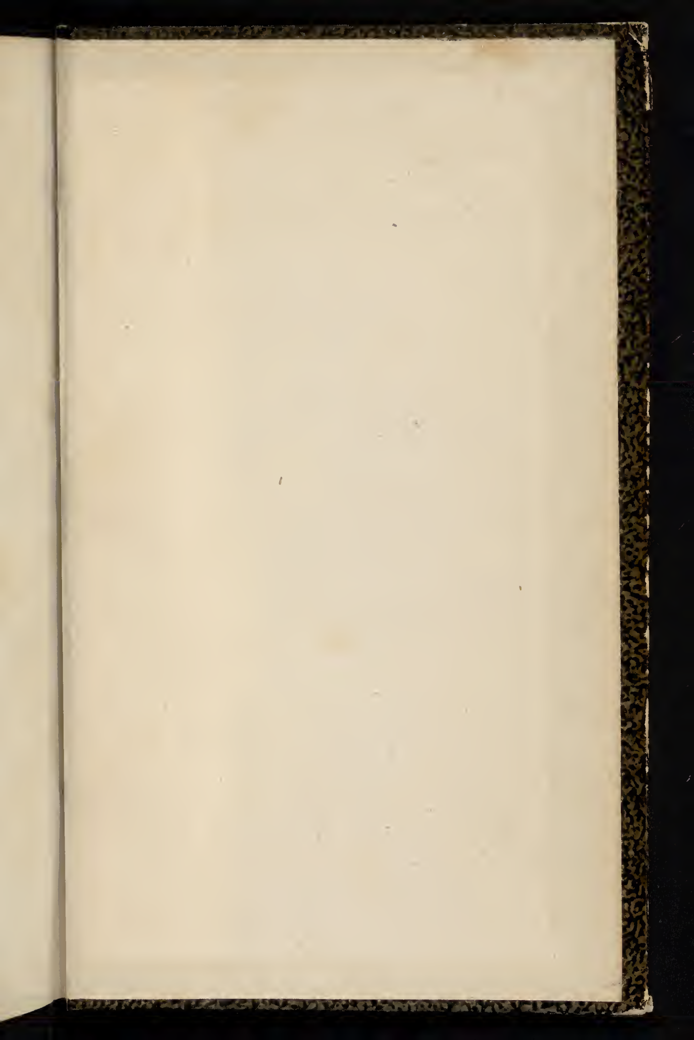
Wir können nicht umhin, nur noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Es könnte aus Obigem erscheinen, als wenn John, Carey und andere sich von ihren anfänglich directen Bestrebungen, das Christenthum auszubreiten, hätten abbringen lassen und ihre Aufmerksamkeit mehr auf Verbreitung der blos wissenschaftlichen Bildung in Indien gerichtet hätten. Aber dies ist weniger der Fall als es scheint. Das Christenthum muß in der Stille wirken, es ist nicht allemal ein gutes Zeichen, wenn dessen Verbreitung viel Geräusch macht, dessen Früchte zeigen sich vielmehr in dem innern Leben der Menschen, als in gedruckten Berichten.

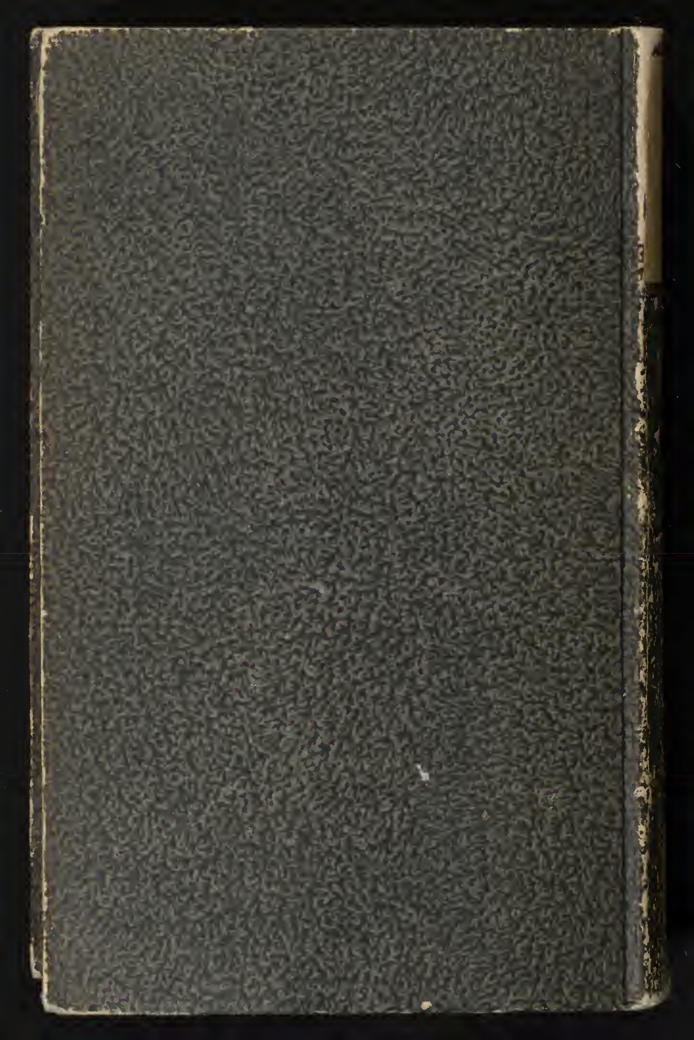
Die Missionarien und ihre Freunde verlieren nie aus den Augen, daß bloßes Wissen nie von den Sclavenfesseln

der Selbstsucht und Sünde befreit hat, und daß das Gefühl der Pflicht selbst in den Gebildetsten und Besten höchstens nur „matte Blüthen langsam treibt," aber die Lehre, daß der unsichtbare ewig unergründliche Gott sich zu den schwachen Menschen herabließ, als Mensch seine Liebe, Heiligkeit, Allmacht, — seine göttliche Majestät menschlich zeigte, von den Todten auferstand und in Gegenwart vieler Zeugen zu dem Himmel sich erhob; diese Lehre, oder vielmehr geschichtliche Thatsache, kann der stumpfsinnigste Wilde begreifen, und der größte Philosoph nicht als undankbar und unmöglich hinweg demonstriren. Diese Thatsache brachte in den ersten Zeugen und bringt in jedem, der sie wohl erwägt, ja selbst in Kindern, die Ueberzeugung hervor, daß der, welcher einst so wunderbar in den Wolken verschwand, eben so auch mit seinem Geiste immer nahe seyn könne und wolle. Die Worte: „Eure Rede sey Ja, ja, und Nein, nein, das Uebrige ist vom Uebel;" — „die Menschen werden Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts wegen jedes eitlen Wortes, das sie gesprochen haben;" — „wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todschläger;" — „wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen;" „aus dem Herzen kommen arge Gedanken, diese verunreinigen den Menschen;" — werden sie daher mit Ehrfurcht und heiliger Scheu als von Dem gesprochen annehmen, der unsere Gedanken hört als wenn wir sie ausgesprochen hätten, und die geheimsten Winkel unserer Herzen durchschaut, und werden ihre Gedankensünden verabscheuen und verdammen, ehe sie zum Ausbruch kommen können. Und dies ist der mächtige Hebel, welcher die Menschheit aus ihrer geistigen Trägheit, aus Sünde und Elend herausgerissen und Wirkungen hervorgebracht hat, die in der Weltgeschichte einzig dastehen. Was anders, als das am ersten Pfingstfeste durch Wunder belebte und gestärkte Gefühl der Nähe Christi hat den kleinen Haufen

der Galiläer und ihrer Schüler zu Helden gemacht und ihnen den Sieg über das Heidenthum gegeben? Was anders als ein neues Erwachen dieses Gefühls der Nähe des Erzhirten durch ernstes, allgemein verbreitetes Bibelstudium hat die Masse der germanischen Völker aus dem Schlafe geweckt und die Fesseln des Pabstthums zerbrochen? Was anders als von Neuem erwachtes Bibelstudium und neu belebtes Gefühl der Nähe Christi hat Herrnhut und das Hallische Waisenhaus erbaut und viele christliche Menschenerzieher in fremde Länder gesendet? — und dieselbe Triebfeder ist es, welche auch in unseren Tagen zahllose Christen mit thätiger Menschenliebe erfüllt und viele Jünglinge anspornt, hinzugehen und den Nationen Christum als den Erlöser und Menschenfreund, aber auch als den Heiligen und Allwissenden, zu verkünden.

Jedoch (um auf Indien zurückzukommen) — da die Hindus durch ihre Kastenregeln so sehr in ihren Erwerbszweigen beschränkt sind, da sie durch die Hitze des Klimas erschlafft und niedergedrückt, durch schlechten Schulunterricht verdummt und durch Priesterherrschaft und Aberglauben geistig gefesselt sind, so müssen durch Mittheilung weltlicher Wissenschaft diese Ketten erst gebrochen, durch Geistesbildung ihre Kräfte geübt und in Thätigkeit gesetzt und ihnen die Fähigkeit verschafft werden, zwischen mehreren Erwerbszweigen nach Umständen wählen und frei handeln zu können, ehe sie der Stimme ihres Gewissens zu folgen und Christen zu werden vermögen. Dies sahen die frühern Missionarien bald nach ihren ersten Lehrlingsjahren in Indien ein, und richteten einen größern Theil ihrer Aufmerksamkeit, als anfangs, aufs Unterrichtswesen; zogen Männer von den verschiedensten religiösen Ansichten in ihr Interesse, und haben in ganz Indien neues wissenschaftliches Leben verbreitet; und so wird es, so lange die Erde steht, wahr bleiben, daß Christenthum und wahre Wissenschaft immer Hand in Hand gehen und sich gegenseitig befördern und beschützen.





Geschichte

der

Evangelischen Mission

in

der Provinz Tinnewelly

von

P. P. Schaffter,

Evangelischem Missionar in Palamcottah.